

WALTER LÜTHI

Wort
zum Werktag

Radiobetrachtungen

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Wort zum Werktag, Radiobetrachtungen
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1970)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2022/12
Dateiname: luethi-werktag.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: ***Das Dokument darf vervielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.***

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/buecher/luethi-werktag.pdf>

Inhalt

MITTEILUNG	7
I. FRAUEN UND MÄNNER	9
JENER KLEINE LADENBESITZER	10
HEILIGE FRAUEN	12
PROFESSOR BODAMER IST DER ANSICHT	15
MAN FRAGE DEN ERSTBESTEN ZAHNARZT.....	18
II. EHE UND FAMILIE	21
ALBERT ANKERS «WICHTIGE UNTERSCHRIFT».....	22
DAS GROSSE GEHEIMNIS	25
DER MEISTERLOS	28
LUST UND LAST DER GESCHLECHTLICHKEIT	32
ZUR DISKUSSION ÜBER DIE PILLE.....	35
GOTTHELFS «GELD UND GEIST»	39
DIE MISCHHEHENFRAGE	43
DIE WEISHEIT DES WEGKNECHTS	46
DIE INHABERIN EINES FREMDENHOTELS.....	49
EIN FASS FREIBIER	52
DIE ELSÄSSER GROSSMUTTER.....	55
III. VÄTER UND SÖHNE.....	58
BEI SIMON GFELLER'S.....	59
DIE HAUPT-ROLLE	62
BOB'S VATER	65
HANS MÜHLESTEIN: «AURORA»	68
DAS VATERBILD DES GIORGIO DE CHIRICO.....	71

IV. DER MENSCH UND SEINE ZEIT	74
AN DER BUS-HALTESTELLE.....	75
SALZÄULEN	78
WAS EINE GEBILDETE Inderin ERZÄHLT.....	81
DER KLEINE TECHNIKER.....	84
V. LEID UND LOB DER EINSAMKEIT.....	87
HINTER DEN FENSTERN DER ALTSTADT	88
DER HERR DIREKTOR DER FIRMA X.....	91
ALFRED BIRSTHALER: «MEA CULPA»	94
DER HERR GEMEINDEPRÄSIDENT	97
UND WIR GESCHIEDENE?.....	100
KOPENHAGENS «KLEINE MEERJUNGFRAU»	103
ZUR DISKUSSION ÜBER DAS PRIESTERZÖLIBAT.....	107
DAS EINSAME ANDERSSEIN	110
DIE KASSIERERIN IM VERKAUFSMAGAZIN	114
PROPHETISCHE EINSAMKEIT.....	117
NACHWORT	120
DAS NÄCHSTLIEGENDE UND SELBSTVERSTÄNDLICHE.....	121

Wer Walter Lüthis zahlreiche Auslegungen kennt, die so lebendig die Botschaft biblischer Bücher in die Verhältnisse unserer Zeit übersetzen, dem wird auffallen, dass diese am Radio gehaltenen Morgenbetrachtungen eine andere Bewegung beschreiben: von den alltäglichen und existentiellen Fragen des Menschen zielen sie hin auf ein Bibelwort, in dem eine hilfreiche Antwort beschlossen liegt.

Von der verschiedenen Wesensart und Lebensaufgabe der Frauen und Männer handelt der erste Themenkreis, dem Überlegungen über das Geheimnis der Ehe folgen. Lust und Last der Geschlechtlichkeit und die vieldiskutierte Pille werden dabei ebenso bedacht wie das Geschenk opfer- und vergabungsbereiter Partnerschaft. Dem Verhältnis zwischen Vätern und Söhnen im Zeichen der heutigen Autoritätskrise sind weitere Betrachtungen gewidmet. Gute Gedanken finden sich zum Thema «Der Mensch und seine Zeit» wie auch zum grossen Problemkreis der Einsamkeit, in den die Ledigen, Verwitweten und Geschiedenen ebenso einbezogen sind wie die Kranken, Strafgefangenen und Andersartigen am Rande der Gesellschaft, die selbst eine «einsame Masse» darstellt.

Dieses neue Buch des bekannten Autors, dessen Radiobetrachtungen dieselbe Anschaulichkeit und Kraft wie seine am Berner Münster gehaltenen Predigten haben, will aber nicht nur ein Ratgeber in Lebensfragen sein, sondern uns zeigen, «welch eine grosse Sache es ist, nicht nur mit fragwürdigen guten Vorsätzen in einen Tag hineingehen zu müssen, sondern im getrosteten Glauben, von ihm, von Christus begleitet und gestärkt zu sein».

Mitteilung

Bei einem Grossteil dieser 35 Kurzbetrachtungen handelt es sich um das «Wort zum neuen Tag», das vom Juni 1969 an ein Jahr lang jeweils am Mittwoch um 6.50 Uhr früh am Schweizer Radio gesprochen wurde. Einige von ihnen wurden nachträglich als persönliche Antwort auf laufend aus dem Hörerkreis gestellte Fragen mit in den Druck gegeben.

Das Schweizer Radio erteilte zuvorkommenderweise die Erlaubnis zur Drucklegung, was ihm ausdrücklich verdankt sei.

Dieser Dienst am Wort ist nicht ohne eine gewisse Begrenztheit und Problematik. Oft fragte man sich, ob es nicht zu riskiert sei, in den fünf, höchstens sieben Minuten, die jeweils zur Verfügung standen, Fragen anzuschneiden, Themen aufzugreifen, zu deren gründlicher Behandlung man Stunden brauchte.

Und doch musste das Risiko der Unvollständigkeit eingegangen werden. Weil nur allgemeine Wahrheiten leicht unverbindlich bis langweilig werden, beschränkten wir uns bewusst auf Randbemerkungen zu bestimmten Vorgängen und konkreten Zuständen des menschlichen Alltags.

Das Echo blieb nicht aus. Zeitweise äusserte es sich in temperamentvollen Zuschriften und ausgiebigen Telefongesprächen. So entwickelte sich im Verlauf dieses Jahres ein beglückender Dialog zwischen Hörern und Sprecher.

Nicht unterlassen möchte ich es, dem Studio Bern, dazu allen Hörern, die sich meldeten, vor allem auch den kritischen, für ihre anregende Mitarbeit zu danken.

Und jetzt dürfen die Gespräche dieses Jahres den Radiohörern und einem weiteren Leserkreis zum Weiterdenken und Besprechen dank dem Entgegenkommen des Friedrich Reinhardt-Verlags Basel in Buchform überlassen werden.

So wie es ein «Wort zum Sonntag» gibt, wollen wir es «Wort zum Werktag» nennen.

Bern, an Pfingsten 1970

Der Verfasser

I. Frauen und Männer

Jener kleine Ladenbesitzer

Im 1. Petrusbrief gibt es ein Wort an die Frauen; es dürfte auch uns Männer interessieren. Petrus, dessen Name über diesem Brief steht, ist verheiratet und Ehemann. Er gibt den Frauen den Rat: «Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein; sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem und stillem Geist», das, will er sagen, sei der rechte Schmuck der Frau.

Wir stellen fest, dass es in der alten Bibel Worte gibt zu Fragen der Schönheitspflege und Kleidermode. Nichts Menschliches ist dem Worte Gottes fremd.

Petrus weiss offenbar, dass es zur besonderen Eigenart, sozusagen zur Natur der Frau gehört, ihr Äusseres nicht gleichgültig zu nehmen, sich zu pflegen und zu schmücken. Dieses gut weibliche Recht der sorgfältigen Pflege des Aussehens möchte er der Frau keineswegs absprechen. Er ist durchaus nicht der Ansicht, eine christgläubige Frau sei verpflichtet, ihr Äusseres zu vernachlässigen. Die Meinung, eine Frau sei erst dann eine rechte Christin, wenn sie eine unordentliche, oder gar unsaubere Schlampe sei, verneint er energisch. Das Recht auf ein gutes Aussehen soll ihr nicht genommen werden.

Die Frau darf, sie soll sich schmücken.

Aber nun kann der Apostel eine gewisse Besorgnis nicht verschweigen. Sein Bedenken betrifft das Ausmass der Schönheitspflege. Dem Äusseren kann ein übertriebener Aufwand an Zeit, Kraft und Geld gewidmet werden. Petrus fragt sich, ob da noch Zeit, Kraft und Geld übrigbliebe, an etwas anderes zu denken als nur ans Äussere. Ob dabei nicht der «Verpackung» zuviel Gewicht geschenkt sei, dem Inhalt zu wenig. Besteht da nicht wenigstens die Gefahr des «ausen fix und innen nix»? Der Schwerpunkt der Aufmerksamkeit, meint Petrus, sollte wenn möglich nicht auf der

Fassadenpflege liegen. Der «verborgene Mensch des Herzens» sei wichtig.

Mit dem «sanften und stillen Geist» meint Petrus natürlich nicht, dass die Frau ein gedrücktes, ein introvertiertes und verschüchtertes Vögelein sein müsse. Es steht hier das Wort «Geist». Der «verborgene Mensch des Herzens», der «sanfte und stille Geist», ist der Geist Gottes, der Heilige Geist. Die Frau darf und soll Gefäß des Heiligen Geistes sein. Und wenn sie das ist, dann wird es ihr unmöglich, die menschliche Schale wichtiger zu nehmen als den göttlichen Inhalt. Wenn der Geist Gottes «unverrückt, sanft und still» in ihr wohnt und wirkt, dann hat sie es nicht mehr nötig, mit gewaltigem Aufwand zu betonen und zu zeigen, dass sie jemand ist.

Und das alles gilt selbstverständlich auch vom Mann.

Jener kleine Ladenbesitzer aus der Altstadt sagte es einst in der Sprache seines Alltags so: Es gebe Geschäftsinhaber, die mehr am Lager haben als im Schaufenster. Aber auch das Umgekehrte komme vor — dabei ging ein Zwinkern um seine Augen —, es gebe auch welche, und das nicht nur unter den Geschäftsleuten, die mehr im Schaufenster haben als am Lager. Und eben davor, mehr im Schaufenster zu haben als am Lager — möchte Petrus unsere Damenwelt bewahren.

Dabei weiss Petrus natürlich schon, dass man den sanften und stillen Geist, dass man den Heiligen Geist nicht am Lager haben kann. Aber man darf um ihn bitten. Und diese Bitte hat Aussicht auf Erhörung. Hier werden wir in 14 Tagen weiter hören.

Für heute lassen wir uns sagen: «Ihr Schmuck soll nicht auswendig sein mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens, unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste, das ist köstlich vor Gott.»

Heilige Frauen

Bei allem, was die Pflege des Äusseren anbetrifft, bei dem, was man so «Mode» nennt, pflegen Vorbilder und Leitbilder eine gewisse Rolle zu spielen. Mode wird durch Nachahmung. Zuerst gehen einige wenige «bahnbrechend» voraus, andere, schon sind es viele, und bald bildet sich eine Mehrheit — andere folgen nach.

Man kann sich seine Vorbilder im Modejournal holen, in der Illustrierten, in der Literatur, am Fernsehen, beim Film. Françoise Sagan, Brigitte Bardot, Irma la Douce hatten starke Mode wirkende Kraft.

Der Verfasser des 1. Petrusbriefes weist die Frauen auch auf Vorbilder hin. Er empfiehlt der Frauenwelt «die heiligen Frauen» des Alten Testaments nachzuahmen, die vor allem dadurch für alle Zeiten und allen Frauen an allen Orten der Erde zu Vorbildern wurden, dass sie «ihre Hoffnung auf Gott setzten». So haben sie in schweren Zeiten ihren Männern geholfen, durchzuhalten, das Vertrauen nicht wegzuworfen, an Gottes Verheissungen zu glauben.

Wir denken etwa an Hanna, die Mutter des Priesterpropheten Samuel, die in einer Zeit lebte, da «Gottes Wort teuer war im Land», wie es heisst, in einer Zeit der allgemeinen Hoffnungsarmut. Weil solche Frauen in besonderer Weise den Dienst des Hoffens übten, darum nennt Petrus sie «heilige Frauen».

Eine von ihnen nennt er mit Namen: Sarah, Abrahams Frau, welche ihrem Mann hoffen half, d. h. über Jahre und Jahrzehnte hinweg festhalten half an Gottes Verheissung, es werde ihnen ein Sohn geschenkt werden, der für Ungezählte ein Segen sein werde bis in die ferne Zukunft hinein.

Aber gerade am Beispiel jener Sarah wird klar, dass diese «heiligen Frauen» ihren hohen Dienst des Hoffens nicht

routinemässig, gar fehlerlos übten. Auch sie kannten Müdigkeiten und Versagen. Dass sie dennoch als Hoffnungsträgerinnen den Dienst tun durften, war Gnade und Gottesgeschenk.

Wir denken auch ins Neue Testament hinüber. Ist es da nicht auffällig, wie nach dem furchtbaren Hoffnungszusammenbruch, den die Jünger am Karfreitag erlebten — wie es da Frauen sind, die am Ostermorgen als erste die Auferstehungsbotschaft zu hören bekommen und dazu den Befehl, sie an die Jünger weiterzugeben? Auch da die Frau Trägerin und Hüterin der Hoffnung. Auch diese Gefässe der Osterhoffnung waren nicht fehlerlos. Sie waren jedenfalls keine starkknochigen Stauffacherinnen. Sie fürchteten sich und liefen davon. Aber die Hoffnung blieb bei ihnen.

Die Gnade der Hoffnung war stärker als die Furcht.

Je länger man Gelegenheit hat, seine Beobachtungen zu machen und übers Leben nachzudenken, umso klarer kommt man zur Erkenntnis, dass der Dienst des Hoffens überhaupt einer der wichtigsten Liebesdienste ist, die Menschen füreinander tun können. Ich will es ganz einfach sagen: Jeder Mensch hat jemanden nötig, der für ihn hofft. Unsere Jungen haben es nötig. Wir werden in einer späteren Betrachtung darauf zurückkommen. Und vor allem wir Männer sind auf einen ständigen treuen Hoffungsbeistand angewiesen.

Wir Männer — es tönt vielleicht schockierend, aber es ist wahr — wir Männer neigen zum Verleider. Wenn wir im Beruf auf Widerstand stossen, wenn uns Misserfolg und Demütigung zuteil wird, dann haben wir jemanden nötig, der uns zuspricht und aufmuntert, jemanden, der für uns hofft. Und wer sollte uns diesen so guten und so nötigen Liebesdienst tun, wenn nicht in erster Linie unsere Frauen und Mütter!

Das Hoffen, sagt Petrus, gehört recht eigentlich zum Schmuck, zum guten Schmuck der Frau, wertvoller als Gold, Nerz, Korallen und Edelstein.

Sollte es sein, dass einer heut Abend «auf den Felgen» von der Arbeit heimkommt, dann ist ihm eine Frau zu wünschen, die ihm, geschmückt mit Hoffnung, den wichtigen und nötigen Dienst tut: «Denn also haben sich auch vor Zeiten die heiligen Frauen geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten.»

Professor Bodamer ist der Ansicht...

«Ihr Männer von Athen».

Mit dieser Anrede beginnt der Apostel Paulus jene denkwürdige Rede, die er im damaligen Kulturzentrum des vorderen Orients, auf dem Marktplatz von Athen, zu halten Gelegenheit hatte. Männer sind hier angeredet. Es ist nicht anzunehmen, dass der Apostel ihnen nur ein wohlfeiles Kompliment macht, wenn er ihnen zubilligt: «Ihr Männer von Athen, ich stelle fest, dass ihr gar sehr die Götter fürchtet.»

Sie fürchten gar sehr die Götter.

Den Apostel aber, der ihnen in dieser Rede Gott verkündigt, und zwar den Gott, welcher der Vater Jesu Christi ist, lehnen die Herren von Athen ab. Paulus wird durch Pfeifen und Buuhrufe unterbrochen. Die Hörer beschimpfen den Apostel als einen blöden Schwätzer. Schliesslich lassen sie ihn nicht weiterreden. So etwas lassen sie sich nicht bieten. Sie sind mündig, modern und aufgeklärt. Sind sie doch unmittelbar vorher charakterisiert mit den Worten: «Alle Athener, und die Fremden, die sich dort aufhielten, hatten für nichts anderes Sinn, als etwas ganz Neues zu sagen und zu hören.» Eben weil sie erwartet hatten, der Apostel werde eine neue Idee oder Philosophie vortragen, hatten sie sich auf dem Marktplatz eingefunden. Sowie sie aber das Bekenntnis zu Gott und das Christuszeugnis hören, schalten sie ab.

Seltsam, wie oft sich dieser Vorgang seit jener abgelehnten apostolischen Predigt auf dem Athener Marktplatz wiederholt hat: An Gott glaubt man nicht, aber an Götter. Ein Geschlecht, das den Glauben an Gott ablehnt, glaubt wie jene Athener fast mit Notwendigkeit an Götter.

Es ist der deutsche Nervenspezialist Joachim Bodamer, der in seinem Buch «Gesundheit und technische Welt» vom Mann des 19. und 20. Jahrhunderts schreibt, er sei «dem

Diesseits zugewandt, so gut wie ganz a-religiös, wenn nicht gar unbewusst atheistisch». Das Daseinsschwergewicht des heutigen Mannes liege auf dem Arbeitsplatz und im Beruf. Er verfüge fast immer über ein ausgedehntes Berufswissen, hoch spezialisierte Kenntnisse, reagiere rasch mit einer wachen Intelligenz, die vielfach automatenhafte Züge annimmt. Aber ausserhalb seines beruflichen Spezialgebietes sei er oft von erstaunlicher seelischer Unreife und geistiger Primitivität (S. 91).

Und dieser moderne Mann, der nur noch ökonomisch denkt und zweckhaft handelt, der Mann ohne Gott, hat seine Götter. Diese Männergötter hiessen einst Freiheit und Gleichheit, dann Fortschritt und Wissenschaft, dann Technik und Erfolg, Lebensstandard und steigende Produktivität. «Der zukünftige Mann wird, wenn er diesen Namen noch verdienen soll, gottgläubig werden müssen, bevor die Welt unter dem Einfluss seiner technischen Spielereien auseinander fällt» (S. 120).

Soweit Professor Joachim Bodamer. Er steht mit seiner Erkenntnis nicht allein. Es ist anzunehmen, dass es heute in Europa, in Amerika, ja auch in Russland mehr Männer gibt als man meint, die gemerkt haben und darunter leiden, dass bei uns Männern etwas nicht stimmt, etwas Grundlegendes. Ein schleichendes Manko, das langsam sehr ernsten Ereignissen entgegen treibt. Und diese entscheidend wichtige Erkenntnis und Selbstkritik könnte darin bestehen, dass wir Männer tatsächlich ganz schlicht vom Glauben abgekommen sind, vom Glauben an den Gott, der die Welt liebt und nicht will, dass sie mit Selbstzerstörung ende.

Damals in Athen geschah dann übrigens das Unerwartete, dass doch ein paar von den Zuhörern zum Glauben kamen. Einer, namens Dionysios, ist extra erwähnt. Er sei ein Ratsherr gewesen. Ein Ratsherr gelangte vom Götterglauben

zum Glauben an Gott. Auch eine Dame ist namentlich aufgeführt. Sie hiess Damaris.

Gott allein sind die Namen der Männer und Frauen bekannt, an denen das Wunder des Glaubens am heutigen Tag geschehen kann.

Man frage den erstbesten Zahnarzt

Weit vorn in der Bibel kann man die Worte lesen: «Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei: ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei.» Gott habe die Frau erschaffen als Hilfe, als Helferin des Mannes.

Die Frauen sind zahlreich, und ihre Zahl ist stets noch im Zunehmen, die es schwer haben, sich mit dieser Sinnggebung ihres Daseins abzufinden. Eine blossе Hilfskraft, ein «Chummerz'hilf», nur eine Gehilfin des Mannes sein müssen, ist das nicht eine Beleidigung? Diese subalterne Stellung, diese Herabsetzung der Frau könnte den Herren der Schöpfung passen! Besonders denjenigen unter uns Männern, die sowieso dazu neigen, in ihrer Ehe und Familie die Frau als unbezahlte Dienstmagd zu behandeln.

Manche Frau denkt hier vielleicht nicht ohne Bitterkeit und Empörung, die Bibel sei ein Buch mit veralteten, heute überholten Ansichten. Jeder einigermaßen vernünftig eingestellte Zeitgenosse wisse doch nachgerade, dass Mann und Frau gleichgestellte Partner sind. Aber urteilen wir nicht zu rasch, seien wir vor allem nicht zu schützig mit der Behauptung, die Bibel sei veraltet. —

Die Feststellung, dass Gott die Frau zur Gehilfin des Mannes erschaffen hat, ist richtig zu verstehen. Sie enthält nämlich eine Aussage auch über den Mann, die für diesen alles andere als schmeichelhaft ist. Der Mann brauche eine Gehilfin. Der Mann sei sozusagen von seinem Ursprung her, ein hilfsbedürftiges Geschöpf. Der Mann sei in besonders exemplarischer Weise auf den Beistand der Frau angewiesen. So gesehen ist das Wort da vorn in der Bibel keineswegs eine Ehrbeleidigung, vielmehr eine Aufwertung und Ehrung der Frau. Sie ist tatsächlich die unentbehrliche Partnerin des Mannes.

Aber, ist der Mann nicht das «starke Geschlecht»? Gewiss. Was den Körperbau und die Muskelkraft anbetrifft, wird niemand eine gewisse Überlegenheit des Mannes bestreiten wollen. Schon anders steht es freilich mit der Kräfteverteilung auf die beiden Geschlechter im Blick, sagen wir einmal, auf die Nervenkraft. Man frage den erstbesten Zahnarzt, wer in seinem Bohrstuhl das stärkere, wer das schwächere Geschlecht sei.

Im Frauenspital einer unserer Schweizer Städte besteht die Bestimmung, dass Ehemänner, die bei der Niederkunft ihrer Frau zugegen sein wollen, eine Taxe von 50 Franken bezahlen müssen. Man hofft, auf diese Weise die Anwesenheit der Männer im Gebärsaal auf ein Minimum zu reduzieren. Warum? Eine Oberhebamme gab dazu die Erklärung, man habe oft genug schon im entscheidenden Moment dem Mann beistehen müssen. Das sieht tatsächlich nicht gerade nach «starkem Geschlecht» aus.

Und stirbt einer der Elternteile von einer Kinderfamilie weg, dann lehrt die Erfahrung, dass eine Mutter eher verwitwet zu bleiben vermag als ein Vater. Der Witwer ist hilfloser; in der Regel sieht er sich gezwungen, sich so bald wie möglich nach einer zweiten Mutter umzusehen.

Wir Männer sind hilfsbedürftig. Gewiss auch die Frauen. Aber wir sind es in besonderer Weise. Wir haben die «Gehilfin», die der Schöpfer uns an die Seite gab, tatsächlich nötig. Wenn man da überhaupt noch von Beleidigung sprechen will, sei man sich bewusst, dass das Beleidigende auf beide Geschlechter fifty/fifty verteilt ist.

Und noch ein Letztes. Wir alle, und zwar ohne Unterschied der Geschlechter, sind noch ganz anders radikal und total auf Hilfe angewiesen. So sehr, dass wir einen Erlöser brauchen, ohne den wir verloren sind. Vor der Tatsache dieser unserer Erlösungsbedürftigkeit besteht zwischen Mann und Frau

kein Unterschied. Beide Geschlechter sind darauf angewiesen, dass Christus am Kreuz für uns starb.

Sollte sich am heutigen Arbeitstag eine kleine Atempause ergeben, dann würde es sich lohnen, weiter darüber nachzudenken, was das heisst, dass wir Menschen vorab auf Gottes Hilfe, und dann auch auf gegenseitiges Helfen angewiesen sind.

II. Ehe und Familie

Albert Ankers «Wichtige Unterschrift»

Als beim Morgenturnen mein Blick auf den Abreisskalender fiel, kam mir plötzlich in den Sinn, dass heute ja unser Hochzeitstag ist. Erinnerungen tauchten auf: Das Hochzeitsessen — die kirchliche Trauung — besonders unvergesslich die Zeremonie beim Standesamt — der Moment jener bedeutsamen Unterschrift.

Albert Anker hat ihn im Bild dargestellt: Eine gediegen möblierte Bauernstube. Auf dem Tisch liegen die Akten bereit. Der Zivilstandsbeamte, sonntäglich gekleidet, empfängt die Brautleute. Eben beugt sich die Braut über die Papiere, ihre feingliedrige Hand führt den Federhalter, sie setzt ihren Namen hin. Auf den Gesichtern der anwesenden Eltern und Trauzeugen widerspiegelt sich der Ernst der Einmaligkeit dieses Augenblicks.

Was sich da auf einem unserer ländlichen Zivilstandsämter ereignet, ist bei uns gültige, für jedermann verbindliche Einrichtung. Heute, morgen, übermorgen, jeden Tag stehen Brautleute vor dem Zivilstandsbeamten, sprechen ihr Ja und beugen sich über den Tisch zur entscheidenden Unterschrift. In unserem westeuropäischen Raum pflegt sich die Trauung gleichsam in zwei Etappen zu vollziehen. Auf dem Zivilstandsamt und in der Kirche. Der zivile Akt ist gesetzlich vorgeschrieben und hat vorauszugehen, die kirchliche Trauung kann nachfolgen und ist freiwillig. In welchem Verhältnis diese beiden Trauungen zueinander stehen, wird dann ersichtlich, wenn man sich über das Wesen der einen und der anderen klar ist.

Die Ziviltrauung ist ein vom Gesetz vorgeschriebener öffentlicher Rechtsakt. Sie unterliegt der Publikationspflicht. Spätestens drei Wochen vor der Vermählung muss sie öffentlich bekannt gegeben werden, um so Einsprache von dritter Seite zu ermöglichen. Die Unterschrift unter den

Ehevertrag ist zu vollziehen unter der Oberaufsicht eines vereidigten Beamten und in Anwesenheit von mindestens zwei Augenzeugen.

Die Ziviltrauung ist somit ein Vertragsabschluss. So wie es Miet-, Kauf- und Verkauf-Verträge gibt, so auch den Ehevertrag. Nur rückt dieser den Vertragspartnern näher auf den Leib, weil es da — hoffentlich! — nicht nur um Sachen geht, nein, hier stellt man das eigene Ich unter Vertragspflicht, bindet sich selbst, persönlich.

Merkwürdigerweise machte ich nicht selten die Beobachtung, dass man sich über dieses zivile Zeremoniell lustig macht. Von solchem Nichternstnehmen der Ziviltrauung möchte ich entschieden abraten. Verträge sind schliesslich dazu da, dass man sie hält. Auch wenn der Name Gottes dabei nicht erwähnt wird, hindert das Gott nicht daran, bei Abschluss von Verträgen zugegen zu sein. In dem Sinn sind Verträge heilig. Um unserer menschlichen Schwachheit und Brüchigkeit willen ist es nützlich und nötig, dass man in der Ehe auch noch vertraglich gebunden und gesetzlich geschützt ist. Diese Eheordnung lächerlich machen, wäre genau so unintelligent, wie die Existenz des Staates nicht ernst zu nehmen.

Der Staat ist eine provisorische Notordnung. Er ist belastet mit Unvollkommenheiten und Fragwürdigkeiten. Aber auch der unvollkommenste Staat ist noch besser als kein Staat. Kein Staat und keine gesetzlich festgelegte Ordnung und Regelung wäre der Ausbruch des Durcheinanders; das allgemeine Chaos. Man bedenke beispielsweise nur, was geschehen würde, wenn es keine gesetzlich festgelegte Verkehrsordnung in der Strassenbenützung gäbe!

Einst wird es keinen Staat und auch keine Zivilstandsämter mehr brauchen. Dann, wenn diese alte Erde vergangen ist und in Erfüllung geht: «Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt.»

Bis zu diesem Tag der Vollendung sind die menschlichen Einrichtungen zwar ständig zu verbessern und zu ändern, aber ernst zu nehmen. Vergessen wir nie, dass es der weltliche Teil einer Hochzeit war, den Christus, der Herr, mit seiner Teilnahme bejahte, ernst nahm, und heiligte.

Wer heute oder morgen den Jahrestag seiner Hochzeit begeht, sei daran erinnert, dass er damals sein Wort gab — schriftlich, vor menschlichen Zeugen — in Anwesenheit Gottes.

Das grosse Geheimnis

Wir sprachen vor 14 Tagen über das Wesen und den Wert der Ziviltrauung, und rieten dabei zum Ernstnehmen des Ehevertrags. Aber nun wäre es traurig und bedenklich, wenn eine Eheschliessung allein ein rechtlicher Vorgang, eine Ehe bloss ein rechtliches Verhältnis wäre. Dass Ehe noch etwas anderes ist, das Hintergründige und Grundlegende an ihr, kann nun bei der kirchlichen Trauung zum Ausdruck kommen.

Nicht etwa, dass es dabei nicht auch menschlich zugehe. Auch der kirchliche Teil der Eheschliessung findet auf der Erde statt. Wie sehr es auch da «menschelt», zeigt sich oft schon bei der Wahl der Traukirche: Man kann die Trauung ins Würzbrunnen-Kirchlein verlegen, weil dort Jeremias Gotthelfs «Geld und Geist» verfilmt worden ist. Man kann die Wahlernkirche wählen wegen der grossartigen Rundsicht, verbunden mit der grosszügigen Parkierungsmöglichkeit. Man kann die Schlosskirche Spiez oder das Berner Münster bevorzugen wegen dem imposanten Torbogen als Hintergrund für die Hochzeitsphoto. Oder man kann die Kirche in Einigen als Ort der Trauung wünschen, weil dann die Chance grösser sei, dass man sich einigt und einig bleibt.

Die kirchliche Trauung gibt uns Anlass, darüber nachzudenken und klar zu werden, was nach der Heiligen Schrift die Ehe ist. Die Römisch-Katholische Schwesterkirche nennt sie ein Sakrament. Nur schade, dass dieses Wort in der Bibel überhaupt nicht existiert. Man hat die Ehe auch schon einen Bund genannt. Gewiss, die Ehe ist der «Bund fürs Leben». Aber dieser Ausdruck ist in der Bibel schon für etwas anderes verwendet und festgelegt. «Bund» ist dort der Alte, der Bund Gottes mit Israel, und der Neue, der Bund mit dem neutestamentlichen Gottesvolk.

Die zwar nicht gebräuchliche, aber die biblisch Sachgemäseste Bezeichnung für die Ehe wäre, wenn wir sie eine Stiftung nennen, eine Schenkung Gottes. So wie es wohlthätige Schenkungen gibt, Stiftungen, in die man eintreten und aufgenommen werden kann, so hat Gott, der ewige Wohltäter der Menschheit, die Ehe gestiftet. Gott erlaubt und ermuntert uns, in diese seine Stiftung einzutreten, uns in sie aufnehmen zu lassen, und so in den Genuss dieser Schenkung zu gelangen.

Die Stiftungsurkunde der Ehe begegnet uns gleich auf dem ersten Blatt der Heiligen Schrift. Dort kann man nachlesen: «Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; als Mann und Weib schuf er sie.»

«Nach dem Bilde Gottes», was heisst das? Die Gottebenbildlichkeit des Menschen ist so zu verstehen, dass Gott den Menschen, dies eine, einmalige Geschöpf, in der Weise aus allen anderen Kreaturen heraushob und auszeichnete, dass er ihm die Möglichkeit und Fähigkeit gab, mit ihm, mit Gott dem Schöpfer, persönlich, ja sprachlich zu verkehren. Dies eine Geschöpf, der Mensch, ist für Gott ansprechbar, so wie umgekehrt Gott für den Menschen ansprechbar sein will. Es gibt manche grosse Herren, die nicht mit sich reden lassen, mit denen man nicht reden kann. Mit Gott, dem Herrn aller Herren, darf man reden. So ist der Mensch Gottes vis-à-vis, von Gott zum Gesprächspartner erhoben und auserkoren. Das meint die Bibel, wenn sie sagt: «Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde.» Wie alle anderen Geschöpfe ist auch der Mensch *durch* Gottes Wort erschaffen, der Mensch aber obendrein erst noch *für* Gottes Wort.

Und nun ist es uns eine Überraschung, über die wir nie genug staunen können, dass Gott die Ehegemeinschaft zwischen Mann und Frau ganz nah an die Gemeinschaft zwischen ihm, Gott, und dem Menschen heranrückt. Die

Gottebenbildlichkeit des Menschen spiegelt sich wider im Verhältnis Mann Frau: «Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; als Mann und Weib schuf er sie.»

So kann später auch der Apostel Paulus das eheliche Verhältnis zwischen Mann und Frau vergleichen mit dem Verhältnis Christi zu seiner Kirche und hinzufügen: «Das Geheimnis ist gross» (Epheser 5,31-32).

Wir halten für heute fest: Ein grosses, ein göttliches Geheimnis ist sie, die Ehe. Der Gott, der den Menschen sich zum Bilde, sich zum Partner erschuf, schuf ihn damit als Mann und Frau zur ehelichen Partnerschaft.

Eine göttliche Stiftung, ein beglückendes Gottesgeschenk besonderer Art. «Das Geheimnis ist gross.» Wir, die wir verheiratet sind, tragen wir heute Sorge dazu.

Der Meisterlos

Es ist eine der tiefsten und eindrucklichsten Kurzgeschichten Jeremias Gotthelfs, die den Titel trägt: «Segen und Unsegen». Sie schildert das Leben und Sterben des einzigen Sohnes und Erben eines schwerreichen Bauern. «Klaus», so hiess er, «war schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, einzig der Hochmut war's. Er glaubte sich der grösste auf der Welt. Als Klaus Hochzeit hielt, ging es fürstlich zu. Drei Tage dauerte sie. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die, die dabei gewesen waren, ihre Hochzeitsgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: 'Meister und Meistersfrau, oder Vater und Mutter liessen den Gruss verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, und liessen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste.' Darauf sagte Klaus in seinem Hochmut die frechen Worte: 'Habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen.' Ob diesen Worten graute es allen, welche sie hörten. Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches dabei sein und dem Meister abnehmen helfen musste. Wenn es des Meisters Antwort hörte, war ihm allemal, als zittere die Erde, als müsste sich der Himmel auftun, ein Blitz herunterfahren und sie erschlagen. Schliesslich nahm er das Herz in beide Hände und sagte: 'Meister, dr tusig Gottswille, vernütiget Gottes Glück und Segen nicht so.' Da sagte der Meister: 'So geh und sieh zu, wie weit du kommst mit Gottes Glück und Segen.'»

So weit Gotthelf. Der weitere Verlauf der Geschichte zeigt dann, zu was es der meisterlose Klaus mit all seinem Reichtum ohne Gottes Segen bringt. Er stirbt zuletzt, armengenös-sig geworden, im Viehstall, der einst ihm gehört hatte.

In der biblischen Stiftungsurkunde der Ehe steht das bedeut-same Wort: «Und der Herr segnete sie.»

Der Segen Gottes ist sozusagen das «Stiftungskapital», das Gott in die Ehe gelegt hat, wovon die Ehe, diese grosszügige Schenkung unseres Schöpfers, zehrt und lebt.

Und um diesen Segen Gottes geht es bei der kirchlichen Trauung. Diese ist ein gottesdienstlicher Anlass mit Gesang, Gebet und Wortverkündigung. Dabei bitten der Pfarrer und die anwesende Traugemeinde Gott um seinen Segen für die beiden Neuvermählten und ihre künftige Familie.

In letzter Zeit begegnet man auffallend häufig jungen Brautleuten, die der kirchlichen Trauung gegenüber offen ihre Bedenken äussern. Meistens geschieht das keineswegs etwa aus Leichtsinne, Hochmut und Unglauben, sondern aus einer guten Abneigung gegen alles nur formelhafte und verlogene Getue, wie es Kurt Marti, selber Pfarrer, in einem Gedicht über eine bloss gesellschaftlich aufmontierte Kirchentrauung mit den Worten beschreibt: «Im Ballkleid knien die Damen schulternackt, Noch im Gebet kokett und photogen, Indes die Herren schwitzend, weil befrackt, Diskret auf ihre Armbanduhren sehn.»

Gegen solch gotteslästerliches Drumunddran lehnt sich heute ehrlicher Weise mancher junge Zeitgenosse auf. Gottlob möchten wir sagen! Ihnen dürfen wir zu bedenken geben, dass es beim kirchlichen Traugottesdienst ganz einfach darum geht, nicht nur mit sich, sondern mit Gott, eben mit Gottes Segen, anzufangen. An Gottes Segen ist nicht nur einiges, auch nicht nur vieles, sondern alles gelegen. Um diesen Segen dürfen wir mit ihnen und für sie bitten. Das ist der einzige Grund, warum wir nach der Zivltrauung zur Kirche gehen.

Aber was ist Gottes Segen? Der biblisch verstandene Segen hat es mit Gottes Wort zu tun. Im griechischen Neuen Testament heisst «Eulogia» Segenswunsch, wörtlich «gutes Wort». Jede dunkel magische Vorstellung ist hier ausgeschlossen. Segen ist klar und nüchtern Gottes Zusage, dass

er es gut mit uns meint. Dass er, Gott, mit uns, für uns ist. Dass er uns gnädig sein Angesicht zuwendet. Man kann es fast noch klarer aus dem Gegenteil erkennen: Wenn Gott sich von uns abwendete, nichts mit uns zu tun haben wollte, wenn Gott gegen uns wäre, das wäre dann nicht Gottes Segen, sondern Fluch.

Diese Bedeutung des Segens Gottes geht klar aus dem alttestamentlichen Grundwort hervor, mit dem wir jeweilen die Gemeinde aus dem Gottesdienst segnend zu entlassen pflegen: «Der Herr segne dich und behüte dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig, der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden» (4. Mose 6,24-25).

Aber — ist es nicht unverschämt, ist es nicht Vermessenheit, dem heiligen Gott zuzumuten, dass er einen segne? Ehrlicherweise müssten wir doch zugeben, dass es für Gott eine Zumutung ist, von ihm Segen zu erwarten. Gott hat, was jeder ehrliche Mensch weiss, Grund genug, mehr als genug, gegen uns zu sein, das heisst, uns eben nicht zu segnen, uns sein Wohlwollen und seine Unterstützung zu entziehen.

Gewiss. Und wenn wir es nun dennoch wagen in die Kirche zu gehen und ihn um seinen Segen zu bitten, dann nicht unter Berufung auf Verdienst und Würdigkeit unsererseits, sondern im Vertrauen auf unseren Erlöser, der durch sein Opfer am Kreuz tausendmal verdienten Fluch in tausendmal unverdienten Segen verwandelt. Was er uns zumutet, wenn er sagt: «Segnet, die euch fluchen», das übt er selber vorab uns gegenüber. Als er am Tag der Himmelfahrt von dieser Welt und Menschheit Abschied nahm, wäre zu erwarten gewesen, dass er mit erhobenem Drohfinger, gar Drohfaust von dieser Erde, die ihn abgelehnt und gefoltert hat, sich entfernt hätte. Aber es steht geschrieben: «Er führte sie hinaus bis nach Bethanien und hob die Hände auf und segnete sie. Und es

geschah, da er sie segnete, schied er von ihnen und fuhr auf zum Himmel» (Lukas 24,50-51).

Im Vertrauen auf Christi Barmherzigkeit wagen wir es, Gott auch an unserem Hochzeitstag um seinen Segen zu bitten. So versteht Jeremias Gotthelf die kirchliche Trauung, wenn er am Schluss der eingangs erwähnten Kurzgeschichte sagt:

«An Gottes Segen ist alles gelegen, und, wo Geld und Sachen genug sind, aber seine Gnade nicht, da steht das Haus auf Sand.»

All den Menschen, die jetzt bald zur Arbeit gehen, ist zu wünschen, dass ihr Haus auf Felsen steht.

Lust und Last der Geschlechtlichkeit

Dem Geschlechtsleben in der Ehe sei heute das Wort zum Tag gewidmet. Dies Gebiet ist von viel Poesie umrankt. Die geschlechtliche Liebe, der so genannte Eros, ist das vielfach abgewandelte, beinahe unerschöpfliche Thema der bildenden Kunst und der Literatur der Menschheit.

In unserer Zeit ist der «Sex» zum wohl zügigsten Blickfang der Geschäftsreklame geworden. Ja die Art und Weise, wie im grossen und ganzen die Frauenwelt sich heute gibt, ist am helllichten Tag auf der Strasse zur massiven sexuellen Herausforderung der Männerwelt geworden. Wohin diese weibliche Selbstpreisgabe noch führen mag, darüber hört man bereits besorgte Stimmen. —

Aber das Wort zu diesem neuen Werktag soll nicht der Klage und Anklage dienen, sondern der sachlichen Besinnung. Jesus Christus äussert sich auch einmal zum Thema Ehe und Liebe. Dabei fällt dem unvoreingenommenen Leser der Bibel auf, wie nüchtern, und gleichzeitig wie heilig kühn und offen er über die Ehe spricht: «Habt ihr nicht gelesen, dass der Schöpfer sie von Anfang an als Mann und Weib geschaffen und gesagt hat: Darum wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen und seinem Weib anhängen, und die zwei werden ein Fleisch sein? Somit sind sie nicht mehr zwei, sondern sie sind ein Leib. Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden» (Matthäus 19,4-6).

«Sie sind ein Leib.» Jesus bejaht damit die Geschlechtlichkeit, verdächtigt und verteufelt sie nicht zum vornherein. Er nennt den Geschlechtsverkehr eine Gottesgabe. Das Liebesleben gehört von Anfang an zur schöpfungsmässigen Schenkung und Stiftung Gottes. Dass Mann und Frau geschlechtliche Beziehung pflegen dürfen, ist eines der beglückendsten diesseitigen Geschenke des Schöpfers. Und zwar ist nach

Jesu Worten der Geschlechtsakt im Eheleben nicht nur eine nebensächliche Beigabe, sondern gehört wesentlich zu den Grundlagen der Ehe. Das Ein-Leib-Sein macht die Gemeinschaft von Mann und Frau recht eigentlich zur Ehe, unterscheidet die Ehe geradezu von jeder anderen Art menschlicher Gemeinschaft. Eine Ehe im geschlechtsfähigen Alter und unter normalen Umständen dauernd ohne jede geschlechtliche Beziehung hätte aufgehört, eine Vollehe zu sein.

So ist der Geschlechtsverkehr in der Ehe von Anfang an der gütige und heilige Wille Gottes.

Aber auch diese Schenkung und Stiftung ist wie alle Gottesgeschenke von Gefahr umwoben und angefochten. Ja das Gottesgeschenk der Geschlechtlichkeit kann in ganz besonders schmerzlicher und folgenschwerer Weise von Mann und Frau missbraucht werden. Es besteht da die ständige Gefahr, dass der Mann seine Ehefrau nicht als ebenbürtige Partnerin liebt und achtet, sondern sie als Ausbeutungsobjekt behandelt, das ihm wie ein willenloser Gegenstand je nach Lust und Laune zur Verfügung zu stehen hat. Jede normale Frau hat das gute Recht darauf, dass ihr Ehepartner auf diesem Gebiet Rücksicht und liebende Schonung übt.

Und umgekehrt ist jeder normale Mann dankbar für eine Partnerin, welche die oft genug demütigende sexuelle Abhängigkeit und Bedürftigkeit ihres Mannes nicht herrisch, oder gar erpresserisch ausnutzt. So zeigt es sich in der ehelichen Intimsphäre, wie nirgends sonst, ob man einander wirklich und selbstlos liebt, liebt und respektiert in jener Liebe, von der es heisst: «Sie verträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie duldet alles» (1. Korinther 13).

Mit einem Wort, der Mensch ist auf Schritt und Tritt ein erlösungsbedürftiges Wesen. Diese unsere Schwäche und Hilfsbedürftigkeit kommt auf zwei Gebieten in besonders extremer Weise zur Geltung. Vorab in unserem Verhalten

zum Besitz. Die Habgier, die Versklavung an die Mächte Mammons, ist unsere schwache Seite. Wer die Evangelien aufmerksam liest, dem kann nicht entgehen, wie häufig der Erlöser den Mammonsgebundenen begegnet: «Die Reichen haben es schwer ins Himmelreich zu kommen.»

Und dann ist es die Sinnengier, die Versklavung unter die Gewalt des Blutes und der Sexualität, die uns Menschen schmerzlich zum Bewusstsein bringt, wie blutig wir des Erlösers bedürfen.

Ein wesentlicher Unterschied ist freilich dabei zu bedenken: Die Mammonsgebundenen sind in der Regel gesellschaftlich geehrt, stehen in hohem Ansehen und sitzen in den Schlüsselstellungen der Völker. Die Sklaven und vor allem die Sklavinnen des Blutes, die nicht Rang und Namen haben, die ihre Schwäche nicht zu maskieren vermögen, gehören oft genug zu den öffentlich Gezeichneten, Zertretenen und Geächteten. Ihnen wendet Christus bekanntlich sein besonderes Erlösererbarmen zu.

Es waren begüterte und angesehene Stützen der Gesellschaft, Spitzenmänner der Kirche, denen Jesus einmal zurief: «Die Zöllner und die Dirnen kommen vor euch in das Reich Gottes» (Matthäus 21,31).

Wer um die Lust und um die Last der Geschlechtlichkeit Bescheid weiss, stimmt gern und von Herzen in die Bitte aus Eichendorffs «Frühlingsfahrt» ein, die dort lautet:

«Ach Gott, führ uns liebeich zu dir.»

Zur Diskussion über die Pille

Unser Geschlechtsleben, so hörten wir vor 14 Tagen, ist eines der köstlichsten diesseitigen Gottesgeschenke, und gerade darum nicht ohne Gefährdung. Das gilt auch abgesehen vom Kind, das aus der geschlechtlichen Vereinigung hervorgehen kann. Mann und Frau dürfen und sollen aneinander Freude haben. Dürfen miteinander und aneinander Höhepunkte des Liebeslebens erfahren, Spitzenerlebnisse menschlicher Existenz.

Das Maximum an Liebesglück aber ist die Frucht des Liebes, das Kind. Mutterfreude, Vaterstolz. Gott hat Mann und Frau zu Gehilfen der Erhaltung und der Fortpflanzung des Menschengeschlechts erhoben und auserkoren. Gott lässt uns teilhaben an der Erschaffung von Menschen! Der Mann darf als Vater Kinder zeugen, die Frau als Mutter Kindern das Leben schenken. Dass uns Gott Kinder anvertraut, dass wir Eltern werden dürfen, ist eine sehr hohe Auszeichnung, die er uns widerfahren lässt.

Nun kann es freilich geschehen, dass uns zwar die Geschlechtererfahrung begehrt und willkommen ist, das Kind aber unerwünscht. So besteht heute weithin das Bestreben, Geschlechtsverkehr und Kind voneinander zu trennen. Geschlechtererlebnis ja, Kind nein. Die heutzutage lautstarke Forderung nach Geschlechtsverkehr vor und ausser der Ehe, verneint im Grunde immer das Kind. Diese Abspaltung und Verselbständigung des sexuellen Genusses, diese Verneinung der Leibesfrucht, führt immer wieder zu einer oft tiefgreifenden Verarmung, ja zur Zerstörung der Menschenwürde. Blosser Genuss ohne Verpflichtung führt zur Sinnentleerung des Menschendaseins. Genuss macht nicht nur glücklich, sondern auch gemein. Die Völkergeschichte lehrt deutlich genug, dass Zeiten des schrankenlosen Geniessertums Zeiten der Dekadenz, des allgemeinen Niedergangs sein können. Anstelle der schöpfungsgemässen Freude am

Kind ist die Angst vor dem Kind getreten. Wer aber das Kind als Gottesgabe ablehnt, für den hat schliesslich auch die Geschlechtlichkeit aufgehört, ein Gottesgeschenk zu sein.

Gott will uns beides schenken, die Freude am anderen Geschlecht und ebenso die Freude am Kind. Da nun erhebt sich die sehr heikle Frage, wie viele Kinder man nach Gottes Willen haben soll? In der Beantwortung dieser Frage gehen die christlichen Konfessionen bekanntlich auseinander. Es gibt Christen, die den handfesten Standpunkt vertreten, man müsse so viele Kinder haben als es gibt. Man müsse auf diesem Gebiet die «Natur walten lassen», dürfe nicht in den natürlichen Verlauf eingreifen. Jede vorsätzliche Geburtenregelung und Beschränkung, der Einsatz der Vernunft und die Anwendung von empfängnisverhütenden Mitteln, wird hier als gottlos abgelehnt.

Nach dem Papsterlass gegen den Gebrauch der Pille sind Schwangerschaftsunterbrechung, Sterilisation und Anwendung von Empfängnis verhindernden Mitteln als mit der römisch-katholischen Morallehre unvereinbar erklärt, und zwar ausdrücklich, «auch wenn es aus therapeutischen Gründen geschieht».

Wir legen Wert darauf festzustellen, dass die Not des katholischen Bruders, der katholischen Schwester, auch unsere Not ist. Die Bedenken gegen eine ungehemmte Anwendung der Pille sind auch uns nicht unbekannt. Auch wir sehen da Gefahren. Wir haben es schon zu oft miterlebt, wie technische Errungenschaften und Erfindungen nach anfänglicher Begeisterung nachträglich ihre schädigende Kehrseite, ihren Pferdefuss, zeigten. Wie es mit der Bombe war, so kann es eines Tages mit der Pille sein, dass wir in Anbetracht der Spätfolgen eines Tages seufzen werden: «Gäbe es sie doch nicht!»

Von der Mehrheit der Zeitgenossen wird weithin die Ansicht vertreten, man habe auf diesem Gebiet «die Vernunft walten

zu lassen». Sie klammern Gott gleichsam aus diesem Gebiet aus. Sie denken vielleicht, davon verstehe der liebe Gott ja sowieso nichts. Da wüssten sie als mündige Menschen besser Bescheid als er. Diese Einstellung führt zur bedenkenlosen Anwendung der technischen Empfängnisverhütung. Es ist der Weg der falsch verstandenen «Freiheit», das heisst, der Weg der Willkür, da jeder tut, was ihm beliebt.

Mit der blossen Vernunft aber ist es so eine Sache. Sie ist zwar eine der notwendigen, der unentbehrlichen Gottesgaben. Wir sollen sie brauchen. Aber es kommt eben sehr drauf an, welchen Gebrauch man von ihr macht. Man kann vernünftig handeln in der Verantwortung vor Gott. Im Gehorsam. Unter der Führung und im Dienst Gottes. Man kann sie aber auch gottlos, das heisst verantwortungslos gebrauchen. So, dass sie eigenmächtig vorgeht, eigenwillig schaltet und waltet, sich dem Schutz und der Kontrolle Gottes entzieht. Solch selbstherrlicher Missbrauch der Vernunft wird selbstgefährlich und gemeingefährlich, pflegt erfahrungsgemäss in Anarchie und gewissenloser Verwilderung auszuarten.

Entscheidend ist und bleibt in dieser, auch in dieser Sache: der Glaube! Der im Glauben verantwortliche Gebrauch der Vernunft. Es geht hier klar darum, dass christgläubige Eheleute in der Frage des Kinderbekommens miteinander, in Gebet und Flehen, um Klarheit ringen: «Wachet und betet, dass ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.» Dies Herrenwort an die Jünger gilt uneingeschränkt auch den Eheleuten. Ohne Kampf und Anfechtung, ohne Rückfall, Niederlage, Vergebung und Neuanfang geht es auch hier nicht.

Es ist z. B. denkbar, dass ein gewissenhaft den Weg suchendes Ehepaar, um zu zwei Kindern im Glauben ja zu sagen, soviel Glauben braucht wie ein anderes, um fünf Kinder anzunehmen, je nach dem Stand der persönlichen, gesundheitlichen, zeit- und umweltbedingten Verhältnisse und

Schwierigkeiten, die sie gewissenhaft und ohne Selbstüberforderung zu bedenken haben.

Man kann es am einfachsten in zwei Überlegungen sagen: Man hat gerade so viel oder so wenig Kinder als man Glauben hat. Aber man kann diesen Satz nicht umkehren: Man kann nicht aus der Zahl der vorhandenen Kinder auf die Glaubensstreue ihrer Erzeuger zurückschliessen. Sonst könnte es sich begeben, dass ein Ehepaar tatsächlich und nach Gottes Zulassung keine Kinder bekommt. Der Schluss, dann habe dieses Ehepaar eben keinen Glauben, versetzt den so argumentierenden in maximales Unrecht.

Entscheidend ist, dass bei allem menschlichen Überlegen, Planen und Entschliessen der Glaubensentscheid ernstgenommen wird. Auch hier gilt die apostolische Mahnung: «Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde.»

Es war der Vater jenes epileptischen Kindes, der sich mit der Bitte an Christus wandte: «Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben.»

In dem Mass, als wir uns Glauben schenken lassen, wird die Angst vor dem Kind überwunden, der Mut zum Kind, die Freude am Kind, die Bereitschaft zum Kinderbekommen, zunehmen.

«Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk.»

Gotthelfs «Geld und Geist»

An einem Diskussionsabend der J.K.-Gruppe (Junge Kirche) wurde von den Mädchen und Burschen zeitweise recht temperamentvoll die Frage der ehelichen Partnerwahl besprochen. Dabei konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Beteiligten auf die sorgfältige Erarbeitung der Gesichtspunkte, unter denen man seinen zukünftigen Ehegefährten suchen und wählen möchte.

Auf alle Fälle müsste er ein Auto besitzen, platzte eine Sechzehnjährige los. Sie müsste schön sein, machte ein etwas verträumter Handwerker im dritten Lehrjahr geltend. Das heisst, man müsse sich gegenseitig gefallen, auch geschlechtlich aufeinander ansprechen. Es sei auch in Betracht zu ziehen, ob und was er, sie, gelernt hat. Ob sie fähig und willig sei, einen ordentlichen Haushalt zu führen. Ob man sie sich als Mutter künftiger Kinder vorstellen könne. Und ob er am Arbeitsplatz etwas Rechtes leiste. Auffällig war, dass die Forderung der finanziellen Sicherstellung der Familie nicht einseitig auf den Mann bezogen und geltend gemacht wurde. Allgemein wurde als möglich, ja als wahrscheinlich angenommen, dass auch die Frau, sei es ganztätig oder teilweise, am Unterhalt der Familie beteiligt sein werde. Umgekehrt müsse infolgedessen ein «guter Mann» bereit sein, in enger Zusammenarbeit mit der Frau, die Arbeit im Haushalt und die Betreuung der Kinder zu übernehmen.

Es ging schon gegen den Schluss des Abends, als ein Seminarist etwas zaghaft geltend machte, auf alle Fälle sollte man den einen besonders wichtigen Gesichtspunkt nicht ausser acht lassen, wie es bei einem künftigen Ehepartner um seine Einstellung zum Glauben bestellt sei. Er meine nicht ein fixfertiges, in allen Teilen durchdachtes und fundiertes Glaubensbekenntnis. Aber eine Frau, mit der er einst das Leben teilen möchte, sollte wenigstens willig und bereit sein zum

gemeinsamen Beten. Er könne sich eine Ehe, die zum vornherein die Gebetsgemeinschaft ausschliessen würde, schlechterdings nicht vorstellen. Einige von den Anwesenden wechselten dabei vielsagende und fragende Blicke. Im allgemeinen fand das Votum erfreuliche Zustimmung. Einig waren sich zuletzt alle darin, dass tatsächlich bei der Wahl des künftigen Partners die Möglichkeit und Bereitschaft zum gemeinsamen Ehegebet von nicht zu unterschätzender Bedeutung sei.

Es erhob sich nach Schluss des Abends draussen im Gang zwischen drei «Unzertrennlichen» noch die weitere Frage, in welcher Form das Anliegen des Ehegebets verwirklicht werden könnte? Einer wies aufs Tischgebet hin. Wo es trotz unserer pluralistischen Arbeitsweise möglich sei, drei, zwei oder wenigstens einmal im Tag die ganze Familie eine Viertelstunde beieinander zu haben, wäre es beinahe nicht zu verantworten, diese Gelegenheit ungenutzt zu lassen und aufs gemeinsame Tischgebet zu verzichten. Dabei wird es, vor allem wenn herangewachsene Jugendliche mit am Tisch sitzen, sehr viel Takt und Liebe brauchen, um die Gewissen nicht zur Unehrllichkeit zu verbiegen. Bei all unseren Glaubensäusserungen lauert bekanntermassen Heuchelei als ständige Gefahr an der Tür. Dieser Tatsache trägt jener Familienvater Rechnung, der eines Tages Bedenken hat, seine Familie gleichsam im Befehlston zum Gebet zu kommandieren, und von Stund an das Tischgebet mit den Worten einleitet: «Wir wollen versuchen, miteinander zu beten.»

In der evangelischen, soweit ich festgestellt habe auch in der katholischen Ehe ist es ferner ungeschriebener Brauch, dass Eheleute am Abend die Augen nicht schliessen, ohne vorher noch das Unser Vater miteinander gebetet zu haben. Gemeinsam. Mit vernehmlicher Stimme. Dieses recht eigentliche Ehegebet ist nicht nur ein Überbleibsel aus Gotthelfs Zeiten, es wird von modernen Eheleuten, häufiger als man meint, ausgeübt.

Das Jahre und Jahrzehnte hindurch gesprochene Ehegebet ist weithin, so verborgen es vor sich geht, der entscheidende Zusammenhalt der Ehen. Wenn man all die möglichen Hilf- und Ratlosigkeit bedenkt, die jedes Ehe- und Familienleben nun einmal mit sich bringt, dann ist es eine grosse Sache, unermüdet, arm und mit leeren Händen gemeinsam vor Gott hintreten und das notvolle Anliegen vor ihn hinlegen zu dürfen. Die Last des vergangenen Tages und die Sorge des kommenden Morgens vor Gott ablegen, und so in die Nachtruhe hineingehen, das ist entscheidende Lebenshilfe. Auch gibt es in der besten Ehe schwarze Tage, da man sich über irgendwelche Belange verzankt, um zuletzt verstimmt und wortlos nebeneinander einzuschlafen. Mit Groll im Herzen in die Nacht hinein schlafen ist nicht gut. «Lasst die Sonne nicht untergehen über eurem Zorn» (Eph. 4,26). Da schafft das Ehegebet wohlthuende und hilfreiche Gelegenheit zur Aussprache, Öffnung nicht nur zu Gott hin, sondern legt auch den blockierten Zugang zum Nächsten hin frei.

Man lese in Gotthelfs «Geld und Geist» nach, welche ein Glück die Herzen der beiden Eheleute Änneli und Christen erfüllte, als sie nach langem fürchterlichem Unterbruch zum erstenmal wieder ihr gemeinsames Unservater beten konnten:

«Da kam ein Glück über sie, wie sie es bis jetzt nicht gekannt; es war fast dem zu vergleichen, welches der empfindet, dem geträumt hat, er sei in der Hölle, und nun im Himmel erwacht und Gott schauet von Angesicht zu Angesicht. Es war die Freude der Engel über den Verlorengegangenen und Wiedergefundenen, es war die Freude des Vaters, als der verlorene Sohn wieder in seinen Armen war. Ihr ganzes inneres Leben strömte auf ihre Lippen. Und manchmal sagte Änneli: 'Wenn ich das gewusst hätte, es wäre nicht so lang gegangen, aber warum verlor ich den Glauben, warum das Vertrauen! Jetzt weiss ich es, dass, wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menschen verliert, man gottlos wird, und

wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menschen verliert, so wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos ist, um den ist es finstere Nacht, und wenn er schon nicht in der Hölle ist, so ist doch die Hölle in ihm.'»

Solche Erkenntnis ging dem Ehepaar Änneli und Christen auf an jenem Abend, da ihnen das verlorengegangene Ehegebet zum erstenmal wieder geschenkt war.

Wir wollen versuchen, heut Abend dran zu denken.

Die Mischehenfrage

Ein bis jetzt ungelöstes Problem ist die Mischehe zwischen Vertretern der römisch-katholischen und der evangelischen Konfession. In solch einer Ehe ist das vor 14 Tagen behandelte Ehegebet durchaus möglich, ja besonders dringlich und aktuell. Man kennt Fälle, dass reife Eheleute trotz der Konfessionsverschiedenheit im Frieden miteinander zu leben vermögen, indem jeder der beiden Partner die Glaubensüberzeugung des anderen achtet und zur Ausübung seiner Konfession jederzeit frei gibt. Ja es kann dabei das Wunder geschehen, dass gerade diese gemeinsam getragene Not beide Eheteile in der Vertiefung und Intensivierung ihres Christenglaubens fördert, vorhandene konfessionelle Vorurteile abbauen hilft, und gleichsam Gelegenheit zu Ökumene im Rahmen der Familie schafft. So kann, freilich mit einem Vorbehalt, in gewissen Fällen die Konfessions-verschiedene Ehe beiden Beteiligten, auch den Kindern, zum Segen werden. Der Vorbehalt besteht darin, dass auch in diesem Idealfall einer Mischehe der evangelische Partner auf die Konfessionsgleichheit mit den Kindern verzichten haben muss. Ohne dieses Opfer evangelischerseits ist eine katholisch gebilligte Mischehe nicht möglich.

Nicht selten freilich nimmt das Glaubensleben in der Mischehe zwischen Katholiken und Evangelischen einen anderen, weniger erfreulichen Verlauf. Aus Feingefühllichkeit, um einander nicht weh zu tun, kann es geschehen, dass beide Ehepartner ihre Glaubensäusserungen einschränken und minimalisieren. Aus mitmenschlicher Rücksichtnahme scheut und meidet man jede Gelegenheit, den wunden Punkt der Konfessionsverschiedenheit zu berühren. Soweit möglich verzichtet man auf den sonntäglichen Predigt- und Messe-Besuch. So bildet sich da im Lauf der Jahre eine Art neutrale Zone, man trifft sich auf einer mittleren Linie, bewegt sich im entkonfessionalisierten Raum. Und schliesslich ist es

dann soweit, dass man rühmen kann: «Wir kommen in dieser Beziehung glänzend miteinander aus.» «Wir haben noch nie ein ungerades Wort über den Glauben miteinander verloren.» Und merkt nicht die damit verbundene Gleichgültigkeit, Dürftigkeit und Verarmung.

Haben aber beide Ehepartner die Gnade, ihrem Glauben treu zu bleiben, dann ist, leider, der Konflikt unvermeidlich. Grauerend und schmerzhaft auch im günstigsten Fall der Konfessionsverschiedenheit wird die Mischehe, wie schon angedeutet, in der Frage der Taufe und Unterweisung der Kinder. Hier existiert katholischerseits ein Vorentscheid. Hier erhebt die römisch-katholische Kirche in zwar imponierender, aber uns andere demütigender Kompromisslosigkeit ihren Alleinanspruch. Das Kind, damit die Familie, hat unter allen Umständen römisch-katholisch zu sein. Man billigt zwar dem getauften Nichtkatholiken in freundlicher Weise zu, er könne «in einer gewissen, wenn auch nicht vollkommenen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche stehen». Aber der allein ganz und wirklich selig machende Glaube ist und bleibt derjenige der römisch-katholischen Konfession.

Darum hat vor einer katholisch vollzogenen Trauung der römisch-katholische Eheteil in Anwesenheit des zuständigen Priesters das feierliche Versprechen abzulegen, sich «nach Kräften» für die katholische Taufe und Erziehung aller Kinder einzusetzen. Und der nichtkatholische Partner soll vorher genau informiert werden, dass seine katholische Braut, ihr katholischer Bräutigam, ein solches Versprechen abgelegt hat und sich daran gebunden fühlt.

Mit andern Worten, künftighin wird auch der nichtkatholische Eheteil von der katholischen Kirche zwar nicht unterschriftlich, aber in seinem Gewissen, engagiert, und so, unter der Voraussetzung, dass er das Gewissen ernst nimmt, genötigt, seiner eigenen Glaubens-Überzeugung und -Treue zu entsagen. Sieht er sich aber in seinem Gewissen verpflichtet,

auch in Beziehung zu den Kindern an seiner evangelischen Überzeugung festzuhalten, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als entweder auf solch eine Ehe zu verzichten, oder aber den katholischen Ehepartner zum Wortbruch seiner Kirche gegenüber zu beeinflussen. So gerät der getaufte Nichtkatholik infolge der geltenden Bestimmungen mit seinem Gewissen unvermeidlich in eine Zwickmühle.

Die Mischehenfrage ist keineswegs gelöst. Sie bleibt weiterhin belastet mit dem Anspruch der R.-K. Kirche, die einzig vollumfänglich selig machende zu sein. Indem die Regelung des Trauaktes neuerdings vom Alleinentscheid des Papstes auf die regionale Bischofskonferenz, vor allem aber auf das Gewissen der Ehe schliessenden verlegt wurde, ist sie keineswegs harmloser, für die persönlich Beteiligten eher notvoller geworden. Die Tatsache, dass die Neuregelung der Mischehenfrage die Anerkennung getaufter Nichtkatholiken als ebenbürtige Christen ablehnt, betont und vertieft den Riss zwischen den Konfessionen.

Eheleuten, denen die Not der Mischehe gewissenhaft zu tragen auferlegt ist, wird die Möglichkeit persönlicher Glaubensgemeinschaft im Ehegebet besonders willkommen und wertvoll sein. Diese Not soll uns nicht daran hindern, unsere katholischen Glaubensgeschwister zu lieben, gemeinsam an die «eine, heilige, allgemeine christliche Kirche zu glauben», bis auf jenen Tag hin, da die Verheissung in Erfüllung geht:

«Es wird ein Hirt und eine Herde sein.»

Die Weisheit des Wegknechts

Im Bernischen Seeland, dort links der Landstrasse, die von Ins Richtung Neuenburg führt, stand früher ein stattliches Haus. Es fiel dem Vorüberfahrenden dadurch auf, dass es mitten durch die Breitseite einen wüsten Riss in der Mauer hatte. Derselbe war offensichtlich schon mehr als einmal verputzt worden, klaffte aber immer wieder auseinander.

Als ich einst auf dem Rad dort vorbeifuhr und dem Wegknecht begegnete, der eben in jener Gegend seine Streckenarbeit verrichtete, stieg ich ab und kam mit ihm ins Gespräch. Über dem auffälligen Riss in der Hauswand bekam ich von ihm eine einleuchtende Erklärung. (Es gibt, nebenbei gesagt, keinen Menschen am Wegrand, von dem man nicht lernen könnte.)

Hier fehle es am Fundament, erklärte mir der nicht mehr junge Mann. Und wenn es am Fundament fehle, dann nütze alles Verputzen und Verkleistern nichts. Das Haus stehe zur Hälfte auf Kiesboden, zur anderen Hälfte auf ungenügend gepfähltem Moosgrund. Ein solches Haus habe eben die Neigung, in zwei Hälften auseinander zu brechen. Daher der Riss, der nie ganz geflickt werden könne.

Das Gespräch dort am Strassenrand ist mir in der Erinnerung haften geblieben. Ich begreife seither, warum bei Fundamentierungsarbeiten, vor allem beim Bau etwa von Brücken oder gar von Hochhäusern, wenn die Hämmer niedersausen, jeweilen ein solcher Höllenlärm verursacht werden muss. Das ist nicht «viel Lärm um nichts».

Beim Bauen ist das Fundament tatsächlich von erster, von grundlegender Wichtigkeit.

Aber nicht nur bei der Errichtung von Häuserblöcken, Kirch- und Wachttürmen, Brücken und Wolkenkratzern kommt es aufs Fundament an, sondern bei jeder menschlichen

Tätigkeit. Das ganze Menschenleben ist entscheidend darauf angewiesen, dass seine Grundlagen solid und tragfähig sind. Das Fundament schon der Erziehung im Elternhaus ist wichtig, und später die Grundlage der schulischen und beruflichen Ausbildung.

Ganz besondere Sorgfalt aber erheischt das Fundament bei der Schliessung der Ehe, bei der Gründung der Familie. Wenn es da am Fundament fehlt, dann soll man sich nicht wundern, wenn die beiden Eehälften anhaltend auseinander zu brechen drohen, so dass, um mit den Worten des alten Wegknechts zu reden, «alles Verputzen und Verkleistern nichts nützt».

Ja nicht nur in der persönlichen und familiären Sphäre, im ganzen öffentlichen Geschehen, in Handel und Wandel, in Wirtschaft und Politik ist die Frage des Fundaments erstrangig.

Aber, wenn dem so ist, was könnte, was müsste das Fundament unseres menschlichen Zusammenlebens sein? Der gute Wille? Gewiss. Ich habe noch nie einen Menschen angetroffen, dem es ganz und gar am guten Willen gefehlt hätte. Es ist geradezu erstaunlich, wie viel guter Wille vorhanden ist unter uns Menschen. Er taugt zu manch gutem Unternehmen, er taugt zu diesem und jenem, aber er taugt nicht zum Fundament, denn der Wille ist schwankend wie alles Menschliche, auch die Vernunft, und erst recht das Gefühl.

Jesus Christus nennt am Schluss seiner Rede auf dem Berg das Fundament, von dem er sagt, es sei solid. Wir lesen dort: «Jeder nun, der diese meine Worte hört und tut sie, ist einem klugen Mann zu vergleichen, der sein Haus auf den Felsen baute. Und der Platzregen fiel und die Wasserströme kamen und die Winde wehten und stiessen an das Haus, und es stürzte nicht ein, denn es war auf einen Felsen gegründet» (Matth. 7,24ff.).

Wer aber sein Wort nicht hört und nicht tut, oder nur hört, aber nicht tut, den vergleicht er einem unintelligenten Mann, der sein Haus auf Sand baut statt auf Fels.

Jesu Wort hören und es tun.

In der gleichen Richtung geht der Apostel Paulus, wenn er Jesu Wort und Tat, ihn selber, seine Person, das unerschütterliche Fundament alles Unternehmens nennt und hinzu fügt: «Einen anderen Grund (eben ein anderes Fundament) kann niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus» (1 Kor. 3,11).

Jesus Christus das eine solide, das eine unbedingt zuverlässige Fundament.

Wie aber hat man sich das konkret auszudenken und vorzustellen? Z.B. in der Ehe? Zwischen Mann und Frau? Wie gründet man eine Ehe auf Christus? Darüber in 14 Tagen.

Für heute mag uns die Mitteilung genügen: Aufs Fundament kommt's an. Das Hören und das Tun des Jesuswortes, ja, Jesus Christus selber, ist gutes Fundament.

Wer seine Ehe und Familie, wer sein Leben auf Christus gründet, hat nicht auf Sand, sondern auf Fels gebaut.

Die Inhaberin eines Fremdenhotels

Die viel beschäftigte Inhaberin eines Fremdenhotels beklagte sich kürzlich, ihre langjährige treue Hausangestellte habe ihr gekündigt. Es sei ein Jammer. Niemand wolle mehr dienen. Und da sei in der schriftlichen Kündigung als Grund angegeben: Sie wolle jetzt nicht mehr dienen, sie gedenke zu heiraten.

Etwas säuerlich bemerkte die Betroffene: Nicht mehr dienen, sondern heiraten? Weiss die denn nicht, dass mit der Verheiratung das Dienen nicht aufhört, sondern erst recht anfängt?

Gewiss, Ehe ist Dienst.

Wer heiratet, entschliesst sich, ist willig und bereit zum Dienen. Der Schöpfer hat uns Menschen, männlichen und weiblichen Geschlechts, manch schöne und gute Gabe mit ins Leben gegeben. Und mit diesen Gottesgaben dürfen Eheleute einander helfend dienen. So meint es auch der Apostel, wenn er sagt: «Dienet einander, ein jeglicher mit den Gaben, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnaden Gottes» (1. Petrus 4,10). Und zu dieser ehelichen Dienstgemeinschaft ist man vor allem in der Zeit der ersten grossen Liebe, in der Regel auch freudig und bereit.

Aber bei der Ehe handelt es sich um ein langes Dienstjahr, Dienst ohne Ferien, Dienst ohne Kündigung. Und wenn die Dienstbereitschaft nach einiger Zeit etwas nachlässt, dann macht man die Entdeckung, dass wir Menschen nicht nur ein dienstfreudiges Herz in uns tragen, sondern leider auch eine mehr oder weniger ausgeprägte Neigung zum Herrschen. Ein gewisser «Wille zur Macht», eine Neigung zum Dominieren und übereinander Verfügen ist uns von Natur eigen. Und das erfährt man nirgends so ausgeprägt wie in der Urzelle menschlicher Gemeinschaft: in der Ehe und Familie.

Wenn Visite kommt, dann merkt der aufmerksame Gast oft schon im Verlauf eines Abends, wer da im Haus den Ton angibt, die erste Geige spielt. Manchen Kindern entgeht es nicht, wie zwischen Mutter und Vater ein zähes Ringen darum besteht, welches von beiden in der Erziehung den stärkeren Einfluss auf sie, die Kinder, bei Entschlüssen und Entscheidungen das grössere Gewicht hat.

So überschattet ein mehr oder weniger verborgenes Seilziehen, eine Art Kampf um die Vorherrschaft zwischen den Ehegatten, manche Familiengemeinschaft.

Und dieser heimliche Herrscher in uns, diese Herrscherin, ist stark und klebt beharrlich auf dem Thron. Es ist mir nur einer bekannt, der dieser Situation gewachsen ist. Wenn es geschehen dürfte, dass eines Tages Christus der Herr und Herrscher in der Ehe würde, dann könnte es in ihr zum Dienen, zur wirklichen Partnerschaft kommen. Wo Christus den Thron besteigt, da rücken Mann und Frau auf den rechten Platz und werden zu Diener und Dienerin, eben zu Partnern. Er, der Herr aller Herren, hat selber seinen Jüngern den niedrigsten Dienst getan, den Dienst eines damaligen Haussklaven. Hat ihnen nicht «den Kopf gewaschen», sondern die Füsse, und hat uns das Gebot und Angebot hinterlassen. «Ein Beispiel habe ich euch gegeben, dass ihr aneinander tut, wie ich euch getan habe» (Joh. 13,15).

Wo in einer Ehe dieser Christusgeist, der Geist des Dienens, die uns allen Menschen natürliche Herrschsucht überwindet, da darf sich eines der grossen stillen Wunder des Alltags ereignen: Und das ist das Geheimnis der ehelichen Ergänzung. Der Geist Christi öffnet uns die Augen für das, was unser Ehepartner hat, für die Gaben, die er mit in die Ehe brachte. Und im Verlauf der Ehejahrzehnte macht man mit wachsender Dankbarkeit die Entdeckung, dass man gerade den Mann, die Frau bekommen hat, die und den man nötig hatte.

Man ist vielleicht etwas rasch geneigt zum «Überkochen», hat ein aufbrausendes Temperament, und hat einen Mann an seine Seite bekommen, der die Ruhe selber ist. Oder man hat am Arbeitsplatz seine Schwierigkeiten, ist oft müde und verdrossen, und darf mit einer Frau verheiratet sein, welche die Fahne nicht so bald sinken lässt.

So lernt man sich als Gottesgeschenk schätzen.

Aber dieser Reifeprozess der Ehe hält nur an, solange man auf Dienst eingestellt ist, sich von Christus die Freudigkeit zum Dienen schenken lässt. Sobald der Herrscher, die Herrscherin wieder obenauf kommt, entwickelt sich die Ehe in umgekehrter Richtung. Dann sieht man im Ehepartner immer nur das, was er *nicht* hat, was er haben sollte, was ihm fehlt, und verfällt einem Geist der Kritik und des Nörgelns.

Schon manche Ehe ist an den hundert kleinen Nadelstichen langsam verblutet. —

So lehrt uns die Wirklichkeit des Ehealltags, wie entscheidend wichtig es ist, dass wir Christus zum Fundament unserer Ehe haben, Christus den Herrn, der uns den Geist des Dienens schenkt. Wer auf ihn baut, bereut es nicht. Versuchen wir es.

«Einen anderen Grund kann niemand legen, ausser dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.»

Ein Fass Freibier

In einem Bauerndorf traf ich vor Jahrzehnten einen mir zunächst etwas fragwürdigen Hochzeitsbrauch. Am Vorabend der Ziviltrauung, am so genannten «Polterabend», hatte der Bräutigam den ledigen Jungmännern des Dorfes ein Fass Freibier zu spenden.

Die Rückfrage beim Obmann der Jungen klärte den Fall ab. Der Bräutigam, so lautete die Auskunft, ist bis zum Datum seiner Verehelichung unser Kamerad. Er «ging an unsrer Seite, im gleichen Schritt und Tritt». Aber nun rückt eine andere Person an seine Seite und nimmt den Platz ein, den wir bis dahin innehatten. Sie steht jetzt an erster Stelle, wir als Kameraden haben ins hintere Glied zurückzutreten. Darum, um sich gleichsam von uns loszukaufen, hat er den Gratstrunk zu spendieren.

Der Brauch weist auf ein nicht unbeträchtliches Opfer hin, das einem beim Heiraten auferlegt ist! Man verzichtet auf ein namhaftes Stück persönlicher Freiheit. Man bindet sich an einen anderen Menschen. Man ist ganz einfach gesagt nicht mehr ledig. Wohl der Frau, die einen Ehemann bekommt, der willig ist, dies Opfer an Freiheit zu bringen. Der weiss, dass er vom Tag der Verheiratung an in erster Linie, wie es jener Dorfbrauch zeigt, zur Frau gehört. Dass sie nun, sagen wir am Feierabend und übers Wochenende, seine erste Kameradin ist. Die Männer sind nicht selten, die ganz und gar nicht bereit sind, dies Opfer an Freiheit zu bringen.

Verzichten, Opferbringen ist eben bei uns Menschen keine Selbstverständlichkeit.

Oder ich denke an jenen jungen Beamten. Er hatte ein Hobby. Die Berge, die Gipfel waren seine Leidenschaft. Und während der Bekanntschaft war seine Braut wenn immer möglich bei den Kletterpartien mit dabei. So verlebten die beiden zusammen manch hochgemutes Wochenende. Auch

nach der Verheiratung genossen die jungen Eheleute die Seilgemeinschaft.

Bis die Zeit kam, da ein Kind unterwegs war. Nun musste die werdende Mutter verzichten. Und sie litt, das gehört etwa zu den Nebenerscheinungen der Schwangerschaft, sie litt unsäglich, sie stand Todesqualen aus, bis dass jeweilen am Sonntagabend der Telefonanruf aus Interlaken sie erreichte, es sei alles O.K. Als der junge Gatte den Sachverhalt entdeckte, entschloss er sich zum Verzicht. Es war ein wirkliches Opfer.

Man ist nicht mehr ledig.

So etwa können sie aussehen, die Opfer, welche die Ehe auf-erlegt. Jene Opfer aber, welche erst recht die Frau mit jeder Schwangerschaft, Geburt und Säuglingspflege bei Tag und bei Nacht leistet, gehen noch ganz anders unter die Haut. Nichts vermag den Mann so zu beglücken wie eine aufopfernde Weggefährtin in den Nöten und Gefahren, die nicht nur im Hochgebirge, sondern auch und erst recht im Flachland des Alltags durchzustehen sind.

Und was macht uns denn unsere Eltern achtenswert und verehrungswürdig, wenn nicht die Erinnerung an Opfer, die sie für uns Kinder gebracht haben? Manch ein junger Vater schaut schon nach dem Erlebnis der Geburt seines ersten Kindes die eigene Mutter, die einst mit ihm schwanger ging und ihn gebar, mit noch ganz anderer Achtung und Verehrung an.

Darum wohl den Kindern, die Väter und Mütter haben, die zu Opfern bereit und freudig sind. Dagegen arme Tröpflein, deren Vater oder Mutter, oder gar deren beide Eltern um jeden Preis auf Genuss aus sind. Solche Kinder wären besser nicht da.

So ist die Ehe tatsächlich nicht in erster Linie eine Genuss-, sondern eine Opfergemeinschaft.

Woher aber soll uns der Wille, gar die Freudigkeit zu solchem Verzichten und Opferbringen geschenkt werden? Woher, wenn nicht von jenem einen, von jenem ganz anderen und einmaligen Opfer her, das Gott in dieser Welt dargebracht hat, am Tag, da er den Sohn opferte? Wer vermag den hartgesottenen Egoisten, der man nun einmal ist, zu erweichen, ausser der Allmächtige?

Vom Opfer Christi, vom Kreuz her kommen sie, die starken warmen Strahlen, die das Eis des Egoismus in uns zu schmelzen vermögen.

In diesem Sinn ist Christus das Fundament der Ehe. Der eine solide Grund des menschlichen Zusammenlebens überhaupt. Die Dankbarkeit dafür, dass Christus am Kreuz das Gottesopfer brachte. Dankbarkeit ist die Wurzel, die Quelle, der nie erlahmende Impuls aller wahrhaft helfenden und dienenden Opferbereitschaft.

Der Apostel Paulus, der wie kaum einer die erlösende Kraft des Opfers Christi persönlich erfahren hat, traut denen, die an Christus glauben, zu, dass sie zum Opferbringen fähig und freudig werden. Darum schreibt er den Christen in Rom ein Wort, das in besonderer Weise auch für alle wahrhaftige Ehepartnerschaft gilt: «Ich ermahne euch, ihr Brüder, beim Erbarmen Gottes, eure Leiber als lebendiges, heiliges, Gott wohlgefälliges Opfer hinzugeben.»

Die Elsässer Grossmutter

Eine Baslerin, gebürtig aus dem Elsass, erzählte, wie sie am Tag vor ihrer Hochzeit sich von ihren alten und gebrechlichen Grosseltern im Dorf am Rande der Vogesen verabschiedete. Es sei ihr, sie höre noch heute die tiefe, weiche Stimme der Grandmama, die sie damals mit den Worten entliess: «Mariele, willscht hiiröote. Ich will der was sage: Geh nie go klage. Klag's einem Stein, so weisst's allein.»

Die Elsässer Grossmutter weiss offenbar, dass es in einer Ehe Anlass zum Klagen geben wird. Der Grund warum, ist klar: Man heiratet nicht einen Engel, auch nicht einen Teufel, aber man heiratet einen — Menschen. Und jeder Mensch enttäuscht, nicht weil er besonders schlecht ist, sondern einfach weil er Mensch ist. Kein Mann, keine Frau entspricht in der Ehe dem Wunschbild, das der Partner vorher von ihm hatte.

Weil das die ungeschminkte Wirklichkeit ist, darum haben wir in der Ehe ausser der Bereitschaft zum Dienst und der Freudigkeit zum Opfer (wie wir die letzten Male hörten) nun noch ein Drittes unbedingt nötig, und das ist die Bereitschaft zum — Verzeihen. Die Erfahrung (nebenbei bemerkt auch die eigene bald 40jährige Ehepraxis) lehrt, dass der Mensch an keinem Ort derart auf Vergebung angewiesen ist wie in der Ehe.

Nirgends kann man sich so Freude bereiten, und nirgends kann man sich so wehtun wie in dieser engsten Form menschlichen Zusammenseins.

Wenn in der Ehe die Bereitschaft zum Vergeben fehlt, dann ist's nicht gut. Nach einer Anzahl Enttäuschungen zieht man dann die Fühler ein, wählt den Rückwärtsgang, schweigt, und leidet. Man gleicht dann ein wenig dem Tierchen, das irgendwo abseits seine Wunde leckt. Eine solche Ehe ist gezeichnet durch den Geist der Resignation.

Aber nein, nicht so. Was denn? Verzeihen. Nicht Rückwärts-
gang, sondern Entgegenkommen. Nicht Schweigen, sondern
das erste Wort zur Aussprache finden. Nicht Abbruch der
Beziehungen, sondern Handbieten zum — ja eben — zum
Verzeihen.

Aber was heisst das, verzeihen? Unter Geschehenes den
Schlusstrich ziehen und miteinander einen Neuanfang wa-
gen. Kann man das? Die Frage ist berechtigt. Verzeihen, das
ist eher gesagt als getan. Man kann es genau genommen
nicht.

Adalbert von Chamisso hat recht mit seinem Wort: «Was
einmal tief und wahrhaft dich gekränkt, das bleibt auf ewig
dir ins Mark gesenkt.»

Und Gott weiss, dass man es nicht kann. Das ist der Grund,
warum er, Gott, die Initiative zum Verzeihen ergriffen hat.
Er hat am Kreuz das alle Zeiten und Welten umfassende
Verzeihen geschafft. Ja schon damals, als die Jenseitigen in
den Jubel ausbrachen: «Ehre sei Gott in der Höhe und Friede
auf Erden», in jener Nacht kam das grosse Verzeihen herein
in unsere Welt. Und, als dann im Karfreitagsdunkel der
Schrei hörbar wurde: «Es ist vollbracht», da erfolgte der
Durchbruch der Vergebung durch alle Schranken, Abgründe
und Trennungsmauern.

Derjenige, der vom Kreuz herunter seine Feinde mit den
Worten segnet: «Vater vergib ihnen», er, der Erlöser von
Schuld und Tod, er vermag auch verzankten Eheleuten den
Schlusstrich unter Geschehenes, und Neuanfang zu schen-
ken.

Und wenn die Elsässer Grossmutter sagt: «Geh nie go klage,
klag's einem Stein, so weisst's allein», dann weist sie noch
auf einen weiteren wichtigen Sachverhalt hin.

Dem unglücklich Verheirateten wartet ausser dem resignier-
ten Rückzug noch eine weitere Gefahr, diesmal in entgegen

gesetzter Richtung: Man zieht sich nicht zurück, sondern geht herum, hausiert herum bei Verwandten und Bekannten, Nachbarn und Arbeitskollegen. Und die raten einem dann in der Regel das menschlich Naheliegendste: Schritte zu tun, Konsequenzen zu ziehen, nicht länger zuzuwarten. Dem unerträglichen Zustand ein Ende zu setzen, «Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.» Und schon erfolgt der Schritt zum Anwalt. Und dann der Gang zum Eherichter. Und eines Tages ist die Scheidung vollzogen.

Das eben weiss die Elsässer Grossmutter. Darum ihre Mahnung: «Geh nie go klage.»

Aber die gute Alte überfordert. Man muss doch einen Ort haben, da man hingehen und klagen kann. Gewiss. Und dieser Ort ist eben dort, wo der Gekreuzigte das Verzeihen vollbracht hat. Wer dort klagt, klagt's nicht einem Stein, sondern einem, der ein Herz hat und helfen kann, dem Vater im Himmel, und seinem Sohn am Kreuz. Dort wartet nicht Scheidung, sondern Verzeihen und Neuanfang zu guter Ehepartnerschaft.

Ihn hat einmal Petrus gefragt: «Wie oft muss ich meinem Bruder, der an mir sündigt, verzeihen? Genügt siebenmal?» Siebenmal pro Tag bereit sein zur Versöhnung! Petrus meint, er sei grosszügig und nenne eine astronomische Zahl. Ihm wird geantwortet: «Nicht siebenmal, sondern siebenzig mal siebenmal.» Das heisst: Zähle überhaupt nicht nach, sondern verzeihe.

Was du grosszügig von Gott empfangen hast, das gib nicht kleinlich, das gib grosszügig weiter: Vergebung.

III. Väter und Söhne

Bei Simon Gfeller's

Heute und in den kommenden Worten zum neuen Tag wollen wir uns mit der Rolle des Vaters in der Familie befassen.

Rollenverteilung. Wenn es in der Jugendgruppe oder im Ortsverein um die Einübung eines Theaterstücks geht und die Rollen verteilt werden sollen, dann kann es jeweils leicht zu Spannungen und zu kleinen Rivalitäten kommen.

Rollenverteilung ist aber nicht nur beim Theaterspielen, sondern auch und erst recht im Ernstfall, auf der Bühne des Lebens, in Ehe und Familie, eine heikle Angelegenheit.

Da kann uns der Berner Schriftsteller Simon Gfeller, dessen hundertster Geburtstag eben kürzlich gefeiert wurde, ein wenig behilflich sein. In seiner Mundarterzählung «Drätti, Müetti und der Chlyn» gibt es ein Kapitel, in dem Gfeller auf die Rollenverteilung zwischen Vater und Mutter in seinem Elternhaus zu sprechen kommt. Wir zitieren: «Es n-jedersch von ne het sy Kreis verwaltet, wo-n-ihm s'angere nid dry gredt het. Wald u Stall u Land isch Drättis Revier gsi; Chuchi, Garte-n-u Pflanzplätz Müettis Ungertanegebiet. U d'Stube-n-u d'Chindererziehung die geminsami Herrschaft» (S.274).

Einfach und vorbildlich, geradezu ideal ist diese Rollenverteilung in den bäuerlichen Verhältnissen des Hauses Gfeller und in manch anderem Bürger- und Bauernhaus, sagen wir vorsichtig, in der Zeit vor 1914. Nun beachte man genau, was Gfeller offensichtlich in Anlehnung an einen Begriff aus der Schweizergeschichte zur «gemeinsamen Herrschaft» beider Elternteile rechnet: die Stube und die Kindererziehung.

Leider hat diese gute Rollenverteilung seit Gfellers Jugendjahren dann weithin eine Änderung nicht zum Vorteil erfahren. Die Kindererziehung wurde mehr und mehr der Mutter

zugeschanzt, dem Vater entzogen. Oder je nachdem müsste man sogar sagen, es gab nicht wenige unter den Vätern, die sich noch so gern von der Kindererziehung «dispensieren» liessen. Die Beschäftigung mit den «Gofen» (den Kindern) sei Sache der Mütter.

Weit verbreitet war die Meinung, der Vater verwalte das «Departement des Äusseren», die Mutter das «Departement des Inneren». Und zu diesem Departement des Inneren zählte man mit Vorliebe die Religion. So verbreitete sich schliesslich die mehr als fragwürdige Redensart von den drei «K». Kinder — Küche — Kirche seien Sache der Mütter. Die Väter hätten dabei lediglich die Unkostendeckung für Küche und Kinder, und die Bezahlung der Kirchensteuer zu übernehmen.

Das war eine Fehlentwicklung.

Die heutige Situation, zu Stadt und Land und in allen Volksschichten, ist dadurch gekennzeichnet, dass diese bedenkliche Rollenverteilung zwischen Vater und Mutter wieder abgebaut wird. Die wirtschaftliche Umstrukturierung bringt es nun mit sich, dass beide, Vater und Mutter, wie zu Simon Gfellers Zeiten sich wieder mehr gemeinsam der Kindererziehung widmen.

Eine nach USA ausgewanderte Gärtnersfrau schreibt in einem Brief an Freunde in der Schweiz, ihr Mann arbeite gegenwärtig von morgens früh bis 13 Uhr in den Gartenanlagen des Walt Disney, während sie sich von 14 Uhr an bis zum Abend als Krankenschwester in einem Spital betätige. Während der ersten Hälfte des Tages sind ihre vier Kinder von der Mutter betreut, vom Mittag an stehen sie unter der Obhut des Vaters.

Und während einer kürzlich durchgeführten Informationsreise durch die Tschechoslowakei fiel den Beteiligten auf, wie viele nicht nur junge Mütter, sondern auch junge Väter

vor ihrem Arbeitsantritt ihre Kleinen in den Kinderhort bringen.

So nötigt heute die familienexterne Werk­­tätigkeit der Mütter die Väter tatsächlich wieder zu vermehrter Übernahme der Mitverantwortung beim Erziehen der Kinder. Von Kalifornien bis in die Tschechoslowakei kann man so etwas wie eine Rückkehr der Väter in die Kinderstubenarbeit konstatieren.

So ist es wohl auch zu erklären, dass vor einiger Zeit bei einer schriftlichen Umfrage in einer Konfirmandenklasse — die Frage lautete: «Wer hat euch beten gelehrt?» — eine ganze Anzahl der Befragten den Vater nannte.

«Wer uns beten gelehrt hat?» die Frage ist, nebenbei bemerkt, in dieser Morgenstunde auch dem geeigneten Zuhörer gestellt.

Der Vater gehört wesentlich in die Kinderstube. So ist es gottgewollt. Es gibt nämlich ein Bibelwort, das deutlich zeigt, wie unser Gott und Schöpfer die Rollenverteilung zwischen Vater und Mutter haben will. Gottes Wort redet nicht nur von einer Nebenrolle, sondern geradezu von einer Hauptrolle des Familienvaters. Hauptrolle? Es ist zu erwarten, dass dieses Wort da und dort ein leises Unbehagen weckt. Wie das gemeint ist, darauf werden wir in 14 Tagen zurückkommen. Das Wort lautet: «Ich will aber, dass ihr wisst, dass das Haupt jeden Mannes Christus ist, das Haupt der Frau aber der Mann, das Haupt Christi aber Gott» (1. Korinther 11,3).

Die Haupt-Rolle

Sie haben wohl auch schon beobachtet, dass es in der Bibel Worte gibt, die einem beim ersten Hinhören den Eindruck erwecken können, sie seien dem heutigen Menschen nicht mehr zumutbar. So geht es einem mit dem Apostelwort über die Rollenverteilung von Mann und Frau in der Ehe, von Vater und Mutter in der Familie. Es lautet: «Ich will aber, dass ihr wisst, dass das Haupt jeden Mannes Christus ist, das Haupt der Frau aber der Mann, das Haupt Christi aber Gott» (1. Korinther 11,3).

Es ist also im wörtlichen Sinn des Wortes nichts Geringeres als die Haupt-Rolle, die hier dem Ehemann und Familienvater zugesprochen wird. Wir sind uns bewusst, wie veraltet, ja wie aufreizend diese Aussage sich im Zeitalter der «partnerschaftlichen Verhaltensweise» anhören mag. Wir verschliessen uns auch keineswegs der Tatsache, zu wie viel Missverständnis, ja Missbrauch, dies Wort schon Anlass gegeben hat. Man hat hier oft sowohl von Männer- wie von Frauen-Seite her nur herausgehört: «Das Haupt der Frau aber ist der Mann.» Reisst man aber dies Wort so, wie ein Raub- und Beutestück, aus dem biblischen Zusammenhang heraus an sich, dann ist es nur zu begreiflich, dass die Frau es als Schmach und Erniedrigung, ja unter Umständen als Bedrohung empfindet.

Umgekehrt wird es dann unvermeidlich, dass Männer in diesem Wort eine Bestätigung des sattsam bekannten Herr-im-Haus-Standpunktes sehen, damit sogar ihre männliche Selbstherrlichkeit rechtfertigen, als wäre das Wort vom Mann als Haupt der Frau, ein Freibrief zu diktatorischen Brutalitäten in Ehe und Familie.

So aber kann es unmöglich gemeint sein.

Bibelworte können meistens nur im Zusammenhang recht verstanden werden. Aus dem Zusammenhang aber geht im

vorliegenden Fall klar hervor, dass der Apostel hier vorab dem Mann ein Wort ins Stammbuch schreibt. Dies Wort speziell an den Mann lautet: «Das Haupt jeden Mannes ist Christus.» Der Mann ist somit nicht sein eigener Vorgesetzter. Er hat einen Chef, ein Haupt über sich, hat in seinem Denken, Tun und Lassen sich der Kontrolle des Christus zu unterstellen.

So geht hier aus dem Zusammenhang hervor, dass Gott sich vorab den Mann verpflichtet. Und nur insofern und insoweit der Mann Christus als Haupt annimmt und gelten lässt, setzt nun Gott den Mann ein als geistliches Haupt der Ehe, der Familie, des Volkes und Landes. Unter der Vorbedingung, dass der Mann Christus zum Haupt hat, darf und soll er Ehe- und Familien-Haupt sein.

Der Mann aber, dessen Haupt Christus ist, weiss, dass derselbe Christus auch der Herr seiner Frau und seiner Kinder ist. Vor Christus sind wir alle Partner, mehr als das, Brüder und Schwestern.

«Hier», sagt ein anderes Apostelwort, «hier», das heisst vor Christus und in Christus, «ist nicht Knecht noch Freier, nicht Jude noch Grieche, nicht Mann noch Frau, denn ihr seid alle eins in Christus.»

In diesem nicht nur partnerschaftlichen, sondern geradezu brüderlichen und väterlichen Sinn ist dem Mann von Gott die erste geistliche Verantwortung in Ehe und Familie aufgelegt. Das heisst konkret: Er, der Gatte und Vater, soll die Initiative zum Gebet ergreifen. Er soll am Samstagabend fragen: «Wer kommt (nicht wer geht!) morgen zur Predigt.»

Geistliches Familienhaupt sein ist somit nicht ein Recht, gar nicht ein Vorrecht des Hausvaters, sondern eine Pflicht. Der Gatte und Vater ist nicht der Erstberechtigte, sondern vor Gott der Erstverpflichtete.

Wo ein Familienvater dies Amt der geistlichen Führung und sittlichen Erstverantwortung bejaht und erfüllt, da möchte man die Frau und Mutter sehen, die das nicht als ihr höchstes Glück empfände. Bei Eheleuten, die sich so, gemeinsam, der Mann voran, unter Gott beugen, ist Beugung, ist «ein Haupt haben», keineswegs ein Schimpf. Einem Vater gehorchen, weil dieser Gott gehorcht, ist höchstes Glück. Wer das als Schmach empfände, den erinnert Paulus daran, dass ja auch Christus gehorsam ein Haupt anerkennt: «Das Haupt Christi aber ist Gott.»

Umgekehrt ist es das tiefe Leid, die unabsehbare Schädigung in Ehe, Familie und Volk, wenn wir Männer und Väter uns dieses gottgewollten Amtes, die Haupt-Rolle auf uns zu nehmen, nicht bewusst sind oder uns dessen gar schämen.

Das gilt für uns Familienväter, aber darüber hinaus noch ganz anders auch für unsere Landesväter.

Damit berühren wir einen der brennendsten Punkte unserer Generation: Das Geheimnis der echten Autorität. Wir werden später darauf zurückkommen. Für heute morgen genügt es uns, festzuhalten, dass echte Autorität diesem Geschlecht angeboten ist in den Worten: «Ich will aber, dass ihr wisst, dass das Haupt jeden Mannes Christus ist, das Haupt der Frau aber der Mann, das Haupt Christi aber Gott.»

Bob's Vater

Es war ein Arzt, der bei Anlass einer Bestattung, nachher bei Tisch, den Gästen Erinnerungen an den verstorbenen Vater erzählte. Erinnerungen an Väter! Wenn jetzt alle, die irgendwo am Apparat zuhören, sich über ihre Väter äussern könnten, das dürfte interessant werden.

Eine kleine Begebenheit, erzählte jener Mediziner, schein ihm besonders charakteristisch zu sein für seinen heimgegangenen Vater: Einmal beim Mittagessen, Vater war in Gedanken, wie so oft, noch bei seiner Arbeit. Mutter versorgte den Tisch. Er, der Sprechende, unterhielt sich mit seinem jüngeren Bruder, der eine Student, der andere Gymnasiast, übers Heiraten. Die Meinungen der Brüder, wie eine Zukünftige einst auszusehen habe, gingen dabei weit auseinander. Der jüngere Bruder vertrat seine Ansicht temperamentvoll und sagte schliesslich lautstark über den Tisch weg: Er werde einst nicht irgendein Durchschnittsmädchen nehmen. Die seien ihm zu langweilig. Entweder werde es eine Millionärstochter sein oder ein Strassenmädchen.

Die Mutter juckt auf, sieht zum Vater hinüber. Dieser isst schweigend weiter. Nach dem Essen, das Gespräch der Söhne ist unterdessen längst auf andere Gebiete übergegangen, zündet der Vater seinen Stumpfen an, greift zur Zeitung, sieht kurz darauf nach der Uhr und entfernt sich. Unter der Tür kehrt er sich im Weggehen um und bemerkt: «Du, ich würde dann zum Strassenmädchen raten.» Dies Verhalten ist für den guten Familienvater typisch. Er hat den Kindern gegenüber eine gewisse Distanz. Befasst sich nicht mit allen Details. Wirkt mehr durch seine Existenz, durch sein Dasein, als durch Einzelaktionen. Greift nur ein, wenn es nötig ist.

Vordergründig gesehen hat die Mutter viel mehr direkt mit den Kindern zu tun. In hundert kleinen Einzelheiten. Sie befindet sich vorn auf der Bühne des Familiengeschehens, der

Vater mehr im Hintergrund. Sie muss mehr sprechen. Weiss in der Regel auch mehr von ihnen. Der Vater hat im guten Sinn etwas von einer Respektperson an sich.

Es mag sich nun anhören wie ein Widerspruch, das Leben ist nun einmal widersprüchlich, dass diese gute väterliche Distanz im Idealfall verbunden ist mit einer guten Solidarität. — Vatersolidarität.

Wir denken jetzt etwa an Väter, die mit dem Bub auf dem Stubenboden Eisenbahnerlis spielen. Früher Velo- oder gar kleine Klettertouren in den Bergen mit ihnen unternahmen. Heute die ganze Familie übers Wochenende mit dem Wagen an den Strand fahren. Der Vater als Kamerad. Eine schöne Sache. Solche Kinder sind zu beglückwünschen.

Aber Kamerad ist nicht Vollersatz für Vater. Das Kind hat nicht nur einen Kameraden, sondern einen Vater nötig, sonst fehlt ihm Wesentliches.

Es gibt tatsächlich noch eine andere, eine tiefere väterliche Solidarität als Spiel- und Sport-Kameradschaft. Das wurde anschaulich in jenem Film «Les Tricheurs», der das Problem der Halbstarke behandelt. Bob, ein Fabrikdirektorssohn, gerät in eine Bande. Nächtliches Herumtreiben. Streiche, die nachgerade ans Kriminelle grenzen. Der Film gipfelt schliesslich in einem Gespräch zwischen Vater und Sohn. Der Vater erzählt dem Entgleisten aus seiner eigenen Jugendzeit. Er, der jetzige Grossunternehmer, habe als junger Mann eine Zeitlang in verrufenen Nachtlokalen verkehrt. Zum grossen Kummer seiner beiden Eltern. Er habe dann später deswegen schmerzvolles Lehrgeld bezahlen müssen. Habe eingesehen, dass das eine Fehlentwicklung war. Vater und Mutter hätten an diesem Familienskandal unsäglich gelitten. Angewiesen auf ihre Geduld und auf ihre Vergebung, sei es schliesslich zur guten Wendung gekommen.

Das ist ohne Zweifel gute Solidarität zwischen Vater und Sohn. Solidarität der Schuld.

Nichts verbittert und entmutigt die Jugend mehr als Väter, die selbstgerecht in ihren jungen Jahren alles gut gemacht haben. Väter, die sich bei jeder Gelegenheit in Selbstlob ergehen: «Als wir noch jung waren — wir waren noch — usw. — usw.» Dagegen dankbar sind unsere Jungen für solche, die wie Bobs Vater offen zugeben, dass sie auch Fehler haben, auch auf Vergebung angewiesen sind, Christus als Erlöser auch nötig haben.

Der offene Konflikt zwischen Jungen und Alten würde wirksam entschärft, wenn es mehr Väter gäbe, die den Jungen im Sinn der Unservaterbitte begegneten, die lautet: «Und vergib *uns unsere* Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.»

Hans Mühlestein: «Aurora»

Es ist schon der Gedanke ausgesprochen worden, die Väter könnten eines Tages ihre Rolle ausgespielt haben. Es könnte so etwas wie ein väterloses Zeitalter anbrechen, eine Zeit der Söhne ohne die Väter, ein «Ende des Paternalismus».

Diese extreme Sorge scheint mir zu weit zu gehen. Einige Beobachtungen aus dem Leben zeigen, wie zäh und wie tief das Vaterbild sich in die Seele des Menschen eingegraben hat. Man könnte geradezu von einer Unzerstörbarkeit des Vaterbildes sprechen.

Da ist einmal der Kulturrevolutionär Hans Mühlestein. Ein Berner. Er starb übrigens am 26. Mai dieses Jahres, hochbetagt. In seinem Buch «Aurora», einer Darstellung des Spanischen Bürgerkriegs, schildert er unter anderem zwei junge Männer mit Namen Thomas und Mattheo, zwischen denen — es ist spät nachts auf dem Heimweg von einer politischen Versammlung — sich folgendes Gespräch ereignet:

«Haben Sie keinen Vater?» fragte Thomas unwillkürlich. «Er ist tot», kam es automatisch von Mattheos fast unbewegten Lippen. «Seit wann?» «Seit gestern.» «Wo?» «In Galizien.» «Und Sie fahren nicht hin?» «Nein.» — «Für mich war er schon lange tot», begann Mattheo nach lang ausgehnter Stille, «ich habe ihn in mir getötet, als ich 12 Jahre alt war.»

Was daraufhin folgte, war die Enthüllung des Geheimnisses einer in ihrer Blüte gemordeten Kindheit:

Mattheos Vater hatte sich aus Verzweiflung dem Trunk ergeben. Er vermochte trotz aller Anstrengungen weder die Mutter noch die fünf Kinder durchzubringen. Einst in der Nacht, die Mutter nähte noch in der Stube, hört der zwölfjährige Mattheo, wie der Vater betrunken heimkommt und die Mutter bedroht. Mattheo sprang, im Hemd wie er war,

mit einem Satz dem Vater auf den Rücken, krallte sich mit beiden Händen in seinen Hals, riss den Trunkenen zu Boden, schlug mit den Fäusten auf ihn ein und trat ihn mit nackten Füßen ins Gesicht. Dieser blieb regungslos liegen und verfiel bald in ein leises Schluchzen, das jedem andern (so klagte sich jetzt Mattheo an) das Herz im Leib umgedreht hätte, ihn, Mattheo, aber völlig kalt liess.

«Aber ich bereute nichts, und bereute es nie — bis gestern das Telegramm kam. Zehn Jahre lang war der Vater tot in mir. Und dennoch lebte ich in seinem Bann- oder vielmehr im Banne meines Verbrechens.»

«Verbrechens?» entfuhr es Thomas unwillkürlich. «Ja», erwiderte Mattheo kurz, wie einer, der noch viel auf dem Herzen hatte.

Eine selbstbiographische Beichte. Mühlestein hat gemeint, vom Vater los zu sein, «ihn in sich getötet zu haben». Aber im Moment, da die Todesnachricht ihn erreicht, geht ihm jäh die Erkenntnis auf, dass der Vater die ganzen zehn Jahre in ihm weitergelebt hat.

Es war ihm unmöglich, sich dem Einfluss des Vaters zu entziehen.

Im gleichen Zusammenhang sehen wir die Beobachtung, von der letzthin ein Landschullehrer erzählte: Unter seinen Schülern befindet sich ein Verdingknabe, der, vom Vater wiederholt misshandelt, schliesslich von zu Hause weggenommen werden musste. Er traf es zu ausgezeichneten Pflegeeltern. Eines Tages entdeckt der Lehrer beim Korrigieren der Aufsatzhefte auf dem Fliessblatt eben dieses Jungen unzählige Male die Worte «lieber Vater» — «lieber Vater» — «lieber Vater». Der Einfluss des leiblichen Vaters ist, allen Vernunftgründen zum Trotz, geblieben.

So nachhaltig ist die blosser Existenz menschlicher Vaterschaft. Ist diese Mächtigkeit des Vaterbildes dem schlichten

Umstand zuzuschreiben, dass es Gott ist, der dem Vater die Haupt-Rolle zugeteilt hat? Oder ist hier gar die Tatsache wirksam, dass ja Gott selber sich von Ewigkeit her den Vaternamen zugelegt hat?

Eines scheint mir hier entscheidend zu sein: Das in Christus gegenwärtige göttliche Erbarmen ist grösser und wirksamer als die «Verbrechen» aller fehlbaren Söhne, grösser und wirksamer als die Sünden aller Väter. Die Sünden der Väter wirken sich aus bis ins dritte und vierte Glied, Gottes Vatererbarmen aber hat eine Auswirkung bis auf tausend Generationen: «und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten».

Dieses unergründliche Erbarmen Gottes ist uns gegenwärtig, sooft wir das Gebet beten, das uns Christus erlaubt und geboten hat, das mit den Worten beginnt: «Unser Vater, der du bist in den Himmeln...»

Das Vaterbild des Giorgio de Chirico

Wer hat es nicht schon mitgesungen, das launige: «Ramseyers wei go grase? Der Jüngscht dä geit i d'Stange / die angere hingere dry / er laht die Stange fahre / ud s'Gras gheit hingere-n-ab. Da chunt der alt Ramseyer / mit em Stäcken i der Hang.»

Der Volksmund kennt ihn gar wohl, den alten Ramseyer, den Vater mit dem Prügelstock in der Hand.

Ebenfalls an diesen autoritären Vatertyp wird man erinnert, wenn man vor einem Werk des süditalienischen Malers Giorgio de Chirico steht. Es ist vom Meister unter das Leitwort gestellt: «Der verlorene Sohn». Beim Betrachten des Bildes fragt man sich, wer der verlorene sei, der Sohn oder der Vater.

Dieser Vater sitzt auf einem thronartigen Sessel wie eine Majestät, mit hohlem Rücken, steifem Nacken, die Beine vor sich her gespreizt. Man bekommt bei ihm den Eindruck: Der weiss es, der kann es, der hat es, der ist es.

Dann der Sohn, ein hoch aufgeschossener schmaler Wurf im eng anliegenden Gewändlein. Eben ist er zur Zimmertür hereingekommen und nähert sich von hinten rechts dem alten Herrn. Dabei weiss man nicht recht, ob dieser Sohn im nächsten Augenblick einen Wutanfall bekommt und mit geballten Fäusten auf den Thronenden losschlagen wird, oder aber — die Tür, zu der er eben hereingekommen ist, steht noch offen — ob er resigniert hinaus schleichen wird, um sich nie mehr zu zeigen.

Das Bild enthält etwas von einer hellstichtigen, hintergründigen Vision auf unsere Zeit. Kein Zweifel, dieser Meister hat sich bei der Darstellung dieses herrischen Vatertyps mit der Frage auseinandergesetzt, die uns heute auf den Fingernägeln brennt, mit dem Generationenproblem.

Hat wohl der Apostel Paulus an Vater Ramseyer mit dem Stecken in der Hand, gar an den Vater auf dem Sessel gedacht, als er die denkwürdige Mahnung aussprach: «Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn?»

Nichts reizt Söhne so zum Zorn wie Väter, die es wissen, die es können, die es haben und die es sind, eben Väter auf dem Sessel. Es geht heute eine Welle der Empörung durch die Welt gegen die Väter auf dem Sessel. Seien es die Landesväter, wenn sie in ihren Sitzungen ihre «weittragenden Beschlüsse fassen», sei es der Präsident der Weltmacht, wenn er von seinem Regierungssessel herab über Krieg und Frieden entscheidet, seien es die Herren Professoren, die auf ihren Lehrstühlen ihr «fundiertes», ihr «grundlegendes Wissen» dozieren, oder die Kunst- und Literaturpäpste, die darüber befinden, was als wahr, als gut und als schön zu gelten hat und was nicht, seien es wir kleine und grosse Häupter in Kirchen und Kapellen auf unseren Kanzeln und Kathedern.

Zornige Söhne ballen die Faust gegen uns, weil es ihnen schwer fällt, eine Autorität zu ertragen, die es weiss, die es kann, die es hat und die es ist. Die zornigen Söhne wissen halt, dass die Väter in den Sesseln ihnen eine Welt aufbauen und hinterlassen, von der die Spatzen auf den Dächern pfeifen, dass sie in ihren Grundlagen wankt. Sie hören das Krachen im Gebälk.

Autoritäre Väter und zornige Söhne. Aber noch bedenklicher sind autoritäre Väter und geknickte, mutlos gewordene, resignierte Söhne, die sich für nichts mehr erwärmen und interessieren mögen, und darum auf irgendeinem Nebenschauplatz des Daseins ihre Kräfte vertun.

In der Bibel Alten und Neuen Testaments wird uns ein anderes Vaterbild gezeigt. Die zahlreichen biblischen Väter sind nicht «arriviert». Wir sehen sie unterwegs zu fernen Zielen und zu fremden Ufern. Sie sind nicht Väter des Wissens, des Könnens und des Habens, sie sind Väter des

Glaubens. Väter, denen es erging, wie es Friedrich Dürrenmatt in seiner Kurzgeschichte «Der Tunnel», im letzten Satz sagt: «Gott liess uns fallen, und so stürzen wir denn auf ihn zu.»

Die biblischen Glaubensväter gehen den Weg nicht in senkrechter Fehlerlosigkeit. Sie sind nicht Halbgötter, sondern Menschen. Es geschieht, dass sie vom Weg abirren. Dann werden sie von Gott gezüchtigt. Er lässt sie fallen, und sie «stürzen auf Gott zu». Auf Gott zu stürzen!

Wer auf Gott fällt, der fällt gut.

Man gäbe viel darum, wenn man den zornigen und den resignierten Söhnen unter den Haarschopf sehen könnte. Wer weiss? Vielleicht halten sie, ohne es klar zu wissen, Ausschau nach Vätern, die es selber auch nicht wissen, auch nicht können, auch nicht haben und auch nicht sind, die sich aber zuversichtlich und unverdrossen unterwegs befinden.

Mit Vätern, die selber Hilfe brauchen und an diese Hilfe glauben, Seite an Seite der so ungewissen Zukunft entgegenzugehen, diese Möglichkeit könnte für den einen oder andern jungen Zeitgenossen attraktiv sein.

Auf alle Fälle bleibt es dabei: Nicht Vater Ramseyer mit dem Prügelstock in der Hand, und auch nicht der Vater auf dem Sessel ist uns in der Bibel als Vorbild gezeigt, sondern Väter, ausgerüstet mit dem Wanderstab, Väter, die hier Gäste sind und Fremdlinge. Pilger-Väter. Sie wissen: «Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.»

IV. Der Mensch und seine Zeit

An der Bus-Haltestelle

Letzthin bei der Haltestelle drüben. Der Bus hatte etwas Verspätung. Zwei Damen unterhielten sich eifrig mit gedämpfter Stimme. Einige Wortfetzen, die man unfreiwillig mitbekam, liessen darauf schliessen, dass sich das Gespräch der beiden um ihre Männer drehte, vielleicht um ihre Söhne: «Momentan ist er unausstehlich. Der Letzte des Monats ist eben wieder fällig. Es gibt gewiss anstrengendere Berufe als denjenigen eines Bürolisten und Buchhalters. Wenn es nur keinen Letzten des Monats gäbe. Aber eben, immer wieder dieser verflixte Monatsabschluss!»

Der Bus fährt vor. «Einsteigen bitte!»

Und heute ist nun Silvester. Ein Datum besonderer Art. Nicht bloss Monats-, sondern Jahresabschluss. Und das nun nicht allein für Geschäftsleute und geplagte Buchhalter. Heute ist Jahresabschluss für jedermann.

Dieser letzte Tag des nun rasch dem Ende zueilenden Jahres ladet ein zur Überprüfung der persönlichen Jahresbilanz. Was fange ich an, wenn da das Soll kleiner ist als das Haben? Wenn die Lebensbilanz nicht stimmen will, gar negativ ausfällt?

Was wurde beispielsweise mit den guten Vorsätzen, mit denen man vor Jahresfrist die Schwelle überschritt? Sind sie gehalten worden? Manches ist da unerledigt geblieben. Nächste Angehörige haben einander enttäuscht. Gelegenheiten zum Liebhaben wurden verpasst. Kein Zweifel, man ist dem Jahr, das mit dem heutigen Tag zu Ende geht, einiges schuldig geblieben. Leider.

Und «des vergangenen Jahres Sünden», wie es im Jahresabschlusslied heisst, bekommen heute wieder einmal ihr besonderes Gewicht. Das ist ja doch der eigentliche, der tiefste Grund, warum Altjahrsabende und Neujahrstage von jeher

für manche zu den eher trüben Stunden des Daseins gehören. Darüber täuscht keine noch so betonte Silvesterfröhlichkeit hinweg.

Menschengesichter schauen dich aus der Vergangenheit an. Versäumtes. Nichtwiedergutzumachendes. Das eigene Herz fängt an zu verurteilen. Silvesterbilanz. Schuld.

Was tun? Das Fernsehen andrehen? Flucht auf die Skipiste? Oder Flucht in den Silvesterbetrieb? Sie sind ja auffällig, um nicht zu sagen verdächtig reichlich, die Ausweichmöglichkeiten, die von der Vergnügungsindustrie jeweils just um die Jahreswende dem Publikum angeboten werden. Offensichtlich, um die besondere Not dieser Tage auf ihre Art überbrücken zu helfen.

Aber wie, wenn es nicht nur Menschen und Verhältnisse sind, die an diesem Tag sich melden und regen? Wenn es der allwissende Gott und ewige Richter ist?

Also Flucht vor Gott? Diese besonders tolle Fluchtmöglichkeit hat seinerzeit schon ein alter Psalmbeter erwogen. Er kam aber zum Ergebnis: «Wo soll ich hingehen vor deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich zum Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst halten» (Ps. 139).

Flucht vor Gott? Man mag's probieren. Wer von uns ist ihn noch nie gegangen, diesen Fluchtweg, der kein Weg ist? Lassen wir alle es uns heute ganz schlicht und offen gesagt sein: Es gibt beim Abschluss auch dieses Jahres tatsächlich eine Möglichkeit, die Aussicht hat, mit dem Schuldproblem fertig zu werden. Am Kreuz nimmt der Gott, dem unser Wohlergehen am Herzen liegt, unsere Schuld in seine barmherzigen Hände. Am Kreuz ist Schuld gesühnt und vergeben. Unbewältigte Vergangenheit ist dort bewältigt.

Silvester. Wohin soll ich heut Abend gehen? Hundert Auswege bieten sich an. Sie versprechen kleine Freuden, Zerstreuung und ein wenig Vergessen. Nun, das ist immerhin etwas.

Aber nur ein Weg verspricht Frieden und grosse Freude: Flucht zu Gott. Zu-flucht.

Salzsäulen

Und wie war es an Silvester? Und das neue Jahr, wie ist es angelaufen? Ist es neu, dieses Jahr? Oder ist alles beim alten geblieben? Es ist tatsächlich auffällig, wie schwer man es eigentlich hat, vom alten loszukommen und ein neues, wahrhaft neues Jahr zu beginnen. Da kommt es einem manchmal vor, wie wenn die Vergangenheit etwas Klebriges an sich hätte, etwas, das einen nicht loslassen, nicht freigeben will.

Das sind die Erinnerungen. Erinnerungen sind nicht nur Gedanken und Gefühle, sie sind Kräfte. Wir sprachen letztthin am Altjahrmorgen von der Schuld des vergangenen Jahres und von der Vergebung. Dieser oder jener Zuhörer mochte sich damals gesagt haben: Aber es gibt doch weiss Gott nicht nur eine belastete und schuldhaft, es gibt doch auch eine gute und schöne Vergangenheit.

Gewiss. Aber gerade die angenehmen, die Gipfelerlebnisse sind es ja, die besonders unerbittlich und schmerzlich dem Vergehen unterworfen zu sein pflegen. Und daher Wehmut und Trauer. Heimweh nach rückwärts. Man möchte zum angenehmen Erlebnis sagen: «Verweile doch, du bist so schön.»

In diesem Sinn haben gerade die guten, die schönen unter den Erinnerungen jenes Bestrickende, Aufhaltende, das einen am Fortschreiten ins neue Jahr, unterwegs in die Zukunft, hinderlich werden kann.

Die Bibel, diese unvergleichliche Menschenkennerin, weiss auch um solches Kleben am Vergangenen. Und sie warnt ausdrücklich vor diesem Heimweh nach rückwärts, das den Weg in die Zukunft beschwert und blockiert: «Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück», sagt Jesus, «der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes.» Und die apostolische Mahnung lautet: «Gedenket an Lots Weib.»

Sie schaute rückwärts und erstarrte. Wurde zur Salzsäule.

Es gibt viel solche Erstarrung. Es fehlt auch unserer Generation nicht an «Salzsäulen». Vor allem in Ländern, die eine revolutionäre Umgestaltung erfahren haben, gibt es, menschlich nur zu begreiflich, «Salzsäulen». Menschen mit rückwärts gewandtem Gesicht.

Ich denke an jene Auslandschweizerin. Sie hat einst ihre Jugend noch auf einem baltischen Rittergut zugebracht. Wenn die anfängt vom wahrhaft fürstlichen Erntefest auf dem Gutshof zu erzählen, dann triefen ihr jeweilen die Augen. Und wenn dann die Jagdpartien drankommen, an denen auch die Knechte und Pächter mit ihren Familien teilnehmen durften, und wenn an Weihnachten die ganze Grossfamilie, der Herr und die gnädige Frau voraus, in einem Rudel von Schlitten zur Christmette fuhr, dann meinte man, Werner Bergengruen zu lesen, oder Edzard Schaper.

Bekannt, nur zu bekannt, die Rede von der «guten alten Zeit», Gott aber will uns los haben von dieser alten Zeit, so gut sie, in der Erinnerung verklärt, einem vorkommen mag.

Gott will uns frei bekommen für die Aufgaben der Gegenwart, frei für die Erfordernisse der Zukunft.

Es gibt in der Bibel einen Psalm. Darin macht Gott einem Gläubigen den grosszügigen Vorschlag, doch seine Zeit, die Zeit überhaupt, in seine, in Gottes Hand zu legen. Und der Mann nimmt das Angebot an. Wir hören ihn sagen: «Meine Zeit steht in deinen Händen» (Ps. 31).

«Meine Zeit.» Genau übersetzt ist es Mehrzahl. «Meine Zeiten.» Ein Kenner des Hebräischen, Martin Buber, übersetzt geradezu «Meine Stunden.»

Zeit, Zeiten, Stunden, sie stehen in Gottes Händen. «Zeit» ist kein leerer Begriff. Im täglichen praktischen Gebrauch erleben wir «Zeit» tatsächlich als Zeiten.

Denken wir nur an die Tageszeiten: Tag und Nacht, Morgen und Abend — sie stehen in Gottes Händen. An die vier Jahreszeiten: Frühling und Herbst, Sommer und Winter — sie stehen in Gottes Händen. Im menschlichen Dasein unterscheiden wir Jugendzeit, so genanntes «bestes Alter», und dann «die Jahre, von denen wir sagen: Sie gefallen uns nicht». Und auch sie sind in Gottes Händen.

Vor allem aber erleben wir Zeit als Vergangenheit — Zukunft und — Gegenwart.

Und all diese Zeiten, all diese Stunden, sie stehen in Gottes Händen. Auch unsere Geburts- und Todesstunde. Nicht in den Sternen sind sie geschrieben, sondern über den Sternen — Gott hat sie in seine Hände gezeichnet. Und wer wie der Beter dieses Psalmes sagen kann: «Meine Zeiten, meine Stunden sind in deinen Händen», der wird getrost ins angefangene Jahr weiterschreiten — in den heutigen Tag hineingehen.

Was immer dieser Tag bringen mag, er ist in Gottes, das heisst, er ist in guten Händen.

Was eine gebildete Inderin erzählt

Den heutigen Tag wollen wir mit ein wenig Nachdenken über unsere Zukunft beginnen. Wir erlauben uns, zu diesem Zweck etwas weit auszuholen.

Wer von uns hat sich nicht schon belustigt über Indiens heilige Kühe, von denen in letzter Zeit etwa die Rede war! Über den seltsamen Kult, den man dort mit der Kreatur treibt, die für uns Westler einfach Fleisch- und Milchlieferant ist!

Dabei wollen wir nicht vergessen, dass man umgekehrt auch drüben am Ganges lange nicht alles gutheisst und begreift, was bei uns Brauch und Sitte ist.

Eine gebildete Inderin, sie hat Medizin studiert, erzählte vor einiger Zeit, man habe ihnen seinerzeit am indischen Gymnasium von einer seltsamen Göttin gesprochen, die man im europäischen und amerikanischen Westen glühend verehere. Das Bild dieser Angebeteten sei an jeder Strassenecke, an jedem Schulhaus und Kirchturm angebracht. Es hänge an den Stubenwänden, stehe in den Schlafzimmern der Leute. Man trage es in der Tasche oder am Handgelenk. Es sei aus Messing, Silber oder Gold. Und glänze.

Sie sprach von der Uhr. Die Uhr sei die «heilige Kuh» des Westens, auf der westlichen Erdhälfte die angebetete Göttin.

Seien wir nicht zu rasch mit Einwänden. Was die Dame aus dem Osten sagt, ist leider nicht ganz ohne. Die Uhr ist tatsächlich einer unserer Götter.

Ihrem Wesen nach aber sind Götzen herzlos und hart. Sie pflegen ihre Anbeter zu knechten.

Ursprünglich ein wertvolles Gerät, das uns hilft, unser Zusammenleben zu ordnen, ist die Uhr unser Götze geworden. — Und damit unser Tyrann.

Unser Alltag, unser Handeln und Denken hat sich nach ihr zu richten. Auch unsere Zukunft. Und eben über diese unsere Zukunft sind wir seit einiger Zeit wachsend in Sorge. Uns bangt um die Zukunft Europas und der Welt. Was wird sie uns bringen? Aufstieg oder Niedergang? Tod oder Leben? Frieden oder Krieg?

Diese Frage bewegt uns, persönlich und kollektiv.

Und es ist vor allem die jüngere Generation, die mehr als sie es zeigt, mehr vielleicht als ihr selber bewusst ist, in zunehmender Bedrängnis an der Frage nach ihrer Zukunft leidet. Manches bietet den Jungen zwar die gegenwärtige Zeit und Welt, wovon wir uns einst in ihrem Alter nicht hätten träumen lassen. Aber eines fehlt ihnen: Der unbeschwerte Blick in die Zukunft. Sie sehen den Horizont, dem sie entgegengehen, schwarz und verhängt.

Die ungewisse Zukunft des ganzen Menschengeschlechts ist, mehr als man meint, das ständig und leise nagende Unbehagen der heutigen Jugend.

Diese Not der Zukunftslosigkeit verlockt zu mehr oder weniger sinnvollen Träumereien. Grosse Mode ist begrifflicherweise die Zukunftsprognose. Abwechslungsweise ist sie schwarzseherisch — pessimistisch oder optimistisch — rosarot. Einer errechnet, wie die Kirche im Jahre 1980 aussehen wird. Ein anderer kalkuliert und fabuliert bereits über die Welt im Jahre 2000. Ja man stellt die Uhr der Zukunftserwartungen bereits aufs dritte Jahrtausend ein.

Diese Versuche, die Zukunft durch Rechnung und Planung zu meistern, sind sicher nicht wertlos. Es ist nötig, für den «Aufbruch ins dritte Jahrtausend» rechtzeitig den Fahrplan zu studieren. Den Koffer zu packen. Aber Prognosen lassen uns letztlich unfroh.

Der deutsche Zeitdiagnostiker Ernst Jünger hat wohl recht, wenn er in seinem Buch «An der Zeitmauer» schreibt: «Die

Welt wird von Uhren erfüllt, wird selber zum Uhrwerk; die Zeit wird kostbarer und unerträglicher. All diese Uhren zählen und messen, sie sind — wie die Furcht vermutet — auf eine Stunde gestellt» (S. 183).

Muss dem so sein? Soll die Uhr als Götze unsere Zukunft bestimmen? Wäre es nicht besser, würden wir nicht wenigstens froher und zuversichtlicher, wenn wir Gott den Herrn unserer Zeit sein liessen anstelle der Göttin Uhr? Wäre Vertrauen auf Gott, der meine persönliche, die Zukunft Europas, die Zukunft der Welt in seinen barmherzigen Händen hat, wäre das nicht besser und richtiger? So könnte die Zukunftsangst sich zur getrostesten Zuflucht und zur Gott vertrauenden Geborgenheit wenden: «Gott ist unsere Zuflucht für und für.»

Was Eduard Mörike im Glauben an Gott, den Herrn der Zeit, zum Thema Zukunft sagt, ist jedenfalls mehr als nur erbau-liche Redensart und Poesie: «Herr, schicke was du willst / ein Liebes oder Leides / ich bin vergnügt, dass beides / aus deinen Händen quillt.»

Der kleine Techniker

Der Vater eines Fünfjährigen erzählte kürzlich, der Kleine zeige in letzter Zeit ein unwiderstehliches Interesse für Uhren. Alles Aufklären, Zureden und Verbieten habe bis jetzt wenig gefruchtet. Letzthin habe er in einem unbewachten Moment sogar einen Stuhl zur Wohnstubenuhr gerückt und die Zeiger um zwei Stunden rückwärts verschoben. Zur Rechenschaft gezogen, warum er das getan habe, rückte er schliesslich mit der Antwort heraus: damit er nicht so früh ins Bett müsse.

Dieses unberechenbare Manipulieren des kleinen Technikers an der Wanduhr, meinte der Vater, sei recht unangenehm. Man wisse seither nicht mehr recht, ob man sich auf die Uhr verlassen könne. So sei dort, wo man es am wenigsten schätze, ausgerechnet in der Wohnstube, eine Atmosphäre der Unvertrautheit entstanden.

Und nun teilt uns unsere Bibel mit, unsere Uhr befinde sich in guten Händen. Sie stehe unter zuverlässiger Aufsicht und Kontrolle. Nicht Kinderlaune, auch nicht blinder Zufall, oder gar heimtückische Macht, nein, es sei Gott, der über unsere Uhr verfüge: «Meine Zeit steht in deinen Händen.»

Wir zeigten in unseren letzten Morgenbetrachtungen, dass wir unsere unbewältigte Vergangenheit und unsere unsichere Zukunft in Gottes Händen wissen dürfen. Dasselbe gilt nun auch für unsere Gegenwart. Auch sie ist nämlich gekennzeichnet durch ein Problem besonderer Art. Und diese Gegenwartsnot besteht paradoxerweise darin, dass wir keine Zeit haben.

Zeitmangel. Zeitverknappung. Hetze und Unrast.

Da kam mir letzten Herbst eine Schrift unter die Augen, die schon durch ihre äussere Aufmachung auffiel. Auf dem Umschlag stehen wenigstens zwanzigmal in kleinen und

grossen Buchstaben kreuz und quer durcheinander die zwei Worte: «Keine Zeit» — «Keine Zeit» — «Keine Zeit». Der Inhalt des Bändchens erbringt den Nachweis, dass wir ein Geschlecht geworden sind, das an allen Ecken und Enden tatsächlich «keine Zeit» hat.

Schon bei Schülern und Lehrjungen ist es keine Seltenheit mehr, dass, wenn man einen Dienst von ihnen wünscht, sie ihren Terminkalender zücken. —

Woher diese Verknappung der Zeit? Hat man doch nachgerechnet, dass der heutige Durchschnittseuropäer seit der Einführung der Fünftagewoche pro Jahr 240 Tage arbeitet und 126 Tage frei hat; nämlich 52 Sonntage, 52 Samstage, 7 allgemeine Feiertage und 14 Tage Betriebsferien.

Und trotzdem — keine Zeit!

Trotz aller Zeitersparnis, trotz aller technischen Kommoditäten, trotz Zeitgewinns durch Motorisierung und Automation — notorisch keine Zeit! Auch an Samstagen, auch am Sonntag keine Zeit. Auch an Feiertagen Hetze. Sogar in den Ferien pressiert's.

Wie erklärt sich dieser Widersinn?

Ist es am Ende so, dass wir wie jener eingangs erwähnte kleine Techniker eben «des Vaters Uhr» nicht in Ruhe lassen? Haben wir, statt Gott über unsere Zeit verfügen zu lassen, unsere Zeit als Geschenk aus seiner Hand anzunehmen, sie als Raub an uns gerissen? Wollten wir, anstatt Pächter und Lehensleute, Besitzer und Herren unserer Zeit sein? Und sind eben darum Sklaven der Zeit geworden?

Die Antwort ist einfach. Tatsächlich, wenn wir wieder anfangen, uns die Zeit aus Gottes Hand zuteilen zu lassen, dann bekämen wir wieder Zeit.

Gott hat Zeit genug. Ihm geht die Zeit nie aus. Ihm steht eine unerschöpfliche Menge an Zeit, ja ihm steht die Ewigkeit zur

Verfügung. Der Volksmund hat recht, wenn er sagt: «Der Teufel muss pressieren — Gott hat Zeit.»

Und Gott verschenkt die Zeit an seine Menschen. Zeit ist Leihgabe. So meint es wohl Shakespeare mit seinem hintergründigen Wort: «Frist und Zeitgewinn ist unser Leben.»

Auf alle Fälle ist es Gottes Absicht und Wille, dass wir am Tag, in den wir jetzt einsteigen, Zeit haben. Vorab Zeit für ihn, für Gott. Dann Zeit für die Mitmenschen. Und schliesslich auch Zeit für uns selber.

Ein Wort Luthers drängt sich hier auf: «Heute habe ich sehr viel vor; da muss ich länger beten.»

Wer zur Erfüllung seiner Tagespflicht sehr viel Zeit braucht, der tut gut, am Morgen sehr viel Zeit sich schenken zu lassen.

«Meine Zeiten stehen in deinen Händen.»

Meine Jahreszeiten — meine Tageszeiten — meine Lebenszeiten — die Todesstunde — der Jüngste Tag — die Ewigkeit.

V. Leid und Lob der Einsamkeit

Hinter den Fenstern der Altstadt

Im Anschluss an unsere bisherigen Morgensendungen wurde mir wiederholt und dringend durch Hörer und Hörerinnen nahegelegt, doch auch einmal ein Wort an die Einsamen zu richten, den Ledigen, Verwitweten und Alleinstehenden ein wenig Aufmerksamkeit zu schenken.

Diesem berechtigten Wunsch wollen wir in den kommenden Worten zum Tag nach Möglichkeit Rechnung tragen.

Hinter den geraniengeschmückten Fenstern unserer Berner Altstadt und bestimmt auch in anderen Städten gibt es manch alte Einsame. Ich möchte ihren Lebensstil Mansardeneinsamkeit nennen.

Da ist jene alte Putzfrau, die eines Tages verstört und tränenüberströmt bei ihrer Nachbarin auf dem gleichen Boden anklopft. Als sie heute von der Arbeit heimkam, habe sie in der Küche ihr Kätzchen tot aufgefunden.

Eine tote Katze — was ist daran schon Erschütterndes!

Aber diese Katze hat über zehn Jahre mit ihr die Wohnung geteilt. Wenn sie von der Arbeit heimkam, war eine lebende Seele da. Nur eine Katzenseele — aber ein Lebewesen grüsste sie doch und gab seiner Freude des Wiedersehens Ausdruck. Nun grüsst sie niemand mehr. Die vier Wände sind tot und leer.

Mansardeneinsamkeit.

Ein anderer dieser Einsamen hat seinen Kanarienvogel, den er füttern und betreuen kann. Dieser dankt ihm dafür und — singt. Oder ein Hündchen. Mit ihm kann er Zwiegespräche halten, Spazierengehen. Es fällt geradezu auf, wie oft ein Hund die Brücke schlägt zwischen einsamen Menschen. Sie haben, wenn sie sich begegnen, ein gemeinsames Interesse und ein wenig Gesprächsstoff.

Mansardeneinsamkeit.

Wie grenzenlos allein der Betagte in der heutigen Stadt werden kann, erfuhr ich vor einiger Zeit. Ein alter Mann, den ich von einer früheren Begegnung her kannte, bewegte sich, den Hut tief im Gesicht, mit dem Strom der Spazierenden Stadt aufwärts. Auf meinen Gruss hin bleibt er sichtlich überrascht stehen. Jemand hat ihn beachtet! Jemand hat seinen Namen genannt! Für ihn ein Ereignis. Offenbar ist er doch nicht so ganz vergessen und verlassen.

Für diese einsamen Alten ist heute ein wachsendes Verständnis festzustellen. Wir denken an die Altersstuben mancher Kirchgemeinde. An den Verein für das Alter. An die Telefonkette. An die Aktion P, die für Pensionierte und Rentner Gelegenheiten der Begegnung schaffen.

Eine Gemeindehelferin in der dynamischen Handelsstadt Frankfurt am Main berichtete über eine phantasievolle Massnahme, die man dort neuerdings für die Einsamen und Verlassenen traf. Sie besteht darin, dass man dort an Alte und Alleinstehende knallrot angemalte viereckige Kartonschilder verteilt. Für den Fall, dass sie dringend Beistand benötigen, könnten sie dieses Notsignal vor die Wohnungstür oder ins Fenster hängen. Das rote Viereck gibt ihnen im möglichen Notfall ein Gefühl von Beruhigung und Geborgenheit.

So macht die Nächstenliebe erfinderisch. Es ist bemerkenswert, wie viel Fürsorglichkeit, Zeit und Aufmerksamkeit für Alte und Alleinstehende sich in den letzten zehn Jahren regt.

Wer heute Morgen mitgehört hat, schaue sich doch in seinem Lebensbereich darnach um, ob nicht auch da Einsame und Verlassene leben, denen er liebende Beachtung schenken könnte.

Bevor wir nun in diesen Tag hinein gehen, seien wir an jenes einmalige, überaus geheimnisvolle Liebeszeichen erinnert, das der grosse Gott, an den wir glauben dürfen, für die

Verlassenen aller Zeiten aufgerichtet hat. Er hat seinen Sohn in die äusserste Einsamkeit hinausgehen lassen, dorthin, wo er schreien muss: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.»

Das schreit der Erlöser der Menschheit am Kreuz, damit *wir* es nicht schreien müssen.

Diese äusserste Einsamkeit, die Gottverlassenheit des Erlösers am Kreuz, ist Zeichen, Zusage und Garantie dafür, dass die Verlassenen aller Zeiten Zuflucht und Geborgenheit finden sollen — bei Gott.

Der Herr Direktor der Firma X

«Treibend und getrieben — reibend und gerieben — jäh am Markt, Herzinfarkt» (Kurt Marti).

Und nun liegt der Herr Direktor der Firma X, der Mann im besten Alter, hier auf dem Spitalbett. Das Telefon ist ihm vom Nachttisch entfernt worden. Aussen an der Zimmertür hängt das Schildchen: «Besucher haben sich bei der Schwester zu melden.» Eine Mahnung, den Patienten nicht durch lange Visiten zu ermüden. Er hat Ruhe nötig, absolute Ruhe.

Und da liegt er nun, der Mann der Tat, im Betrieb bekannt als dynamischer Organisator — stillgelegt und abgeschirmt. Und das urplötzlich. Am Tag vorher stand er noch auf seinem Chefposten, gab Anweisungen, erteilte Befehle.

Und nun liegt er, hingestreckt, in der Horizontale. Was einzig sich an ihm bewegt, sind die Augenlider. Er schaut zur Decke empor, an der eine Fliege im Kreis herum summt.

Allein mit einer Fliege.

Gesetzt nun den Fall, der Arzt würde Ihnen, verehrter Zuhörer, eines Tages die Erlaubnis geben, fünf Minuten mit einem solch einsamen Kranken zu reden. Was würden Sie ihm sagen?

Das habe ich mich auch schon oft unterwegs zu Krankenbesuchen gefragt. Sehr wahrscheinlich würde ich die beschränkte Zeit nutzen, um ihm ein Wort aus der Bibel zu lesen.

Am Eingang des 139. Psalmes steht solch ein Wort, das sich eignen könnte. «Herr, du erforschest mich und kennest mich. Ich sitze oder stehe auf, so weisst du es; du verstehst meine Gedanken von ferne. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehst alle meine Wege. Siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht wissest. Von allen Seiten

umgibst du mich und hältst deine Hand über mir. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen.»

Wir vernehmen da die beachtliche Mitteilung, dass der Gott, an den wir glauben dürfen, den Einzelnen kennt und beachtet. Für den Allmächtigen und Allwissenden sind wir nicht ein brauner Ameisenhaufen oder Sand am Meer, sondern — Menschen. Gott nimmt Notiz vom Einzelnen.

Wenn man bedenkt, wie viele Menschen jede Minute geboren werden und wie viele pro Minute sterben — Gott weiss um jeden, der kommt oder geht: «Herr, du erkennest mich.»

Gott hat so genaue Kenntnis von uns, dass ihm die geringste Bewegung nicht entgeht: «Ich sitze oder stehe auf, so weisst du es.»

Er weiss, ob ich Weg und Steg gebrauchen kann oder krank daliege: «Ich gehe oder liege, so bist du um mich.»

Ja, Gott beachtet gar die Worte, die man redet: «Es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht wissest.»

Sogar wenn ein Wort noch ungeformt in meinem Inneren liegt, noch bevor es über die Lippen kommt, hat Gott schon Kenntnis davon: «Du verstehst meine Gedanken von ferne.» «Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.» Diesem Satz bin ich schon an Orten begegnet, wo ich es nicht erwartet hätte. In einem Taxi sah ich ihn eines Morgens, vorn beim Führersitz, auf einen unansehnlichen Klebstreifen geschrieben.

Ein andermal, es war bei Anlass der Besichtigung eines modernen Spitalbaus, sah man ihn im Operationssaal, als Spruch an die Wand gemalt, dort, wohin der Blick des Kranken fällt, bevor er unter Wirkung der Narkose die Augen schliesst: «Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.»

Und nun heisst es da noch: «Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.» Nein, mit den Mitteln unseres gewöhnlichen Erkenntnisvermögens fassen und begreifen kann man so etwas nicht. Man kann es allein — glauben.

Und solch gläubiges Begreifen wünschen wir von Herzen allen, die heute morgen vielleicht vom Krankenlager aus mithören.

Solcher Glaube gibt Mut zu etwas, wozu uns oft der Mut fehlt, die Freudigkeit zum Beten. Die Zuversicht, dass Gebete nicht ins Leere und ins Nichts gesprochen sind, ist eine grosse Wohltat.

Gebete erreichen ein Ohr und ein Herz. Gebete kommen an.

Wo aber auf einem Krankenbett oder Operationstisch das Wunder des Glaubens und Betens sich ereignet, da hört der Patient auf, einsam zu sein. Dieses eine «Telefon» kann uns kein Mensch wegnehmen.

Der Kranke, der an höchster Stelle «anruft», hat Gemeinschaft mit Gott.

Alfred Birsthaler: «Mea Culpa»

Oft fragt man sich, wer wohl mithöre, wenn jeweilen um zehn vor sieben das «Wort zum Tag» ergeht. Nicht selten erreicht einen am Telefon oder per Post ein Echo aus dem unsichtbaren Hörerkreis.

Da ist der Arzt, der morgens früh in seinem Wagen in die Nachbarschaft zur Praxis fährt und unterwegs die Sendung mithört.

Und dort ist der Bergbauer, der bei einer Begegnung lachend bemerkt, er sei dann am Mittwochmorgen unter der Kuh beim Melken auch dabei gewesen.

Man kann sich diese frühe Hörergemeinde kaum vielgestaltig und mannigfaltig genug vorstellen.

Vielleicht — wer kann wissen? — dringt dieses Wort sogar durch Gefängnismauern und erreicht einen einsamen Häftling. Der Inhaftierte erlebt in seiner Zelle die Einsamkeit in einer Intensität, die man sich als Aussenstehender kaum vorzustellen vermag. Er ist irgendwie mit der geltenden Ordnung in Konflikt geraten und bekam es in folgedessen mit dem menschlichen Strafgesetzbuch zu tun. Nun sitzt er da. Ein gesellschaftlich Gezeichneter. Allein mit seiner Sorge um die Angehörigen. Mit seiner Angst vor der Zukunft. — Allein mit seinem Schuldproblem.

Vor Jahren erschien im Buchhandel ein Roman, der im kantonalbernischen Gefängnis auf dem Thorberg geschrieben worden ist. Der damalige Inhaber des Lehrstuhls für Psychologie, Professor Paul Häberlin, schrieb dazu das Vorwort. Das Werk trägt den ungewöhnlichen Titel «Mea Culpa» (Meine Schuld), leider ist es vergriffen. Der Autor mit dem Pseudonym Alfred Birsthaler lässt da den Leser tief in die Geistesverfassung eines Gefangenen hineinschauen.

Die Einsamkeit der Zelle.

Sie ist diesem Mann sichtlich zum Segen geworden. Die Frucht seines Nachdenkens ist Selbsterkenntnis, Läuterung und Reue. Das Buch hat Stellen, die sich wie eine Beichte lesen:

Von Kindheit an regte sich in ihm übermächtig das Verlangen, mehr sein zu wollen als nur ein Kleinbauernbub. Der unbändige Geltungstrieb wird die Ursache seines ersten Diebstahls. Aus der Weste, die an Nachbars Scheunentor hängt, stiehlt er die Uhr. Ein andermal entwendet er badenden Städtern aus den am Birsufer hingelegten Kleidern zwei goldene Manschettenknöpfe. Als Schulentlassener arbeitet er dann im Steinbruch und gilt bald unter den Kameraden als Grosshans und Angeber.

Einmal, an einem Montagmorgen, plagiiert (bernerisch: hoch angeben) er seinen Mitarbeitern, er habe das grosse Los gewonnen. Die Kunde geht wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Die Kameraden bedeuten ihm, er werde sich nicht lumpen lassen und ihnen aufs Wochenende ein Fass Freibier spendieren. Welche Blamage, wenn es auskommt, dass wieder einmal alles Bluff war!

Die Verlegenheit treibt ihn zum Überfall auf einen Bankboten, den er beraubt und im Handgemenge unabsichtlich tötet. Der kaum Zwanzigjährige kommt als Raubmörder lebenslänglich ins Zuchthaus.

Und nun sitzt er da in seiner Zelle, allein mit seiner Lebensschuld.

Doch ein Mensch, der zur Erkenntnis kommt «Mea Culpa» (meine Schuld) hat bereits aufgehört, in seiner Zelle allein zu sein. —

In der Rede übers Endgericht sagt Jesus zu den Geretteten: «Ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.» Da stellt sich der Erlöser der Welt an den Platz der Strafgefangenen. Identifiziert sich geradezu mit ihnen. Selber der

Gotteslästerung und des Aufruhrs gegen den Kaiser angeklagt, hängt er an jenem Freitag am Kreuz, rechts und links je einen mitverurteilten Mörder. Der miterhängte zu seiner Rechten, der seine Schuld bekennt und bereut, bittet ihn: «Herr, denke an mich, wenn du in dein Reich kommst.» Daraufhin wird ihm die denkwürdige Antwort und Zusage: «Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.»

Der zum Glauben gelangte Raubmörder hat «Mea Culpa» (meine Schuld) gesagt und ist gerettet. Gerettet mit Sofortwirkung. «Heute noch —.»

Was hindert uns eigentlich daran zu glauben und zu hoffen, dass dies rettende «Heute» für einen einsam inhaftierten Zuhörer — heute sein kann.

Der Herr Gemeindepräsident

Im Fabrik- und Bauerndorf am Jurafuss stirbt der Käser von sechs Kindern weg. Die Witwe lässt sich nicht entmutigen, zieht einen Geschirrhandel auf, der bald floriert.

Aber der Gemeindepräsident ist Ladenbesitzer und führt ebenfalls Geschirr. Eines Tages wird der Witwe vom Engros Lieferanten eröffnet, Herr X habe ihn vor die Wahl gestellt, entweder ihn zu beliefern oder die Konkurrentin. Begreiflich, dass sich der Grossist für den kaufkräftigeren Abnehmer entscheidet — für den Gemeindepräsidenten. Pikanterweise ist dieser von Amtes wegen Mitglied der Waisenkommission. Die Witwe sieht sich genötigt, ihr Lädeli zu liquidieren.

Das ist eines der besonderen Merkmale der Witweneinsamkeit. Sie ist nur eine Witfrau, mit der man umspringen kann, wie man will. Sie weiss sich am kürzeren Hebelarm, fühlt sich benachteiligt, preisgegeben. Begreiflich, dass sich bald Minderwertigkeitsgefühle einstellen, dass sie leicht zu Selbstbedauern neigt, schliesslich gar menschen-scheu wird.

Heimwehgeplagt sucht sie das Grab des Gatten auf, um sich dort auszuweinen.

Gewiss, Witwen sind einsam. Aber sie sind nicht schutzlos und preisgegeben. Die Witwe hat einen mächtigen Schutzherrn. Wer Witwen und Waisen benachteiligt, bekommt es mit Gott zu tun.

Durchs ganze Alte Testament hindurch sind der Gottes-gemeinde Witwen und Waisen mit auffälliger Dringlichkeit ans Herz gelegt. Drohworte von besonderer Schärfe sind gegen diejenigen ausgesprochen, die Witwen und Waisen beinträchtigen: «Verflucht, wer das Recht der Witwen beugt.» Geradezu beschwörend mahnen sämtliche Prophe-ten: «die Sache der Witwen zu führen».

Wer Witwen und Waisen schädigt, wird es mit dem Gott zu tun bekommen, der seiner nicht spotten lässt.

Die gleiche väterliche Besorgtheit um die Witwen findet im Neuen Testament ihre Fortsetzung. Jenes Jesuswort an die hohe Geistlichkeit in Jerusalem, das die Witwen betrifft, gehört zu den allerschärfsten Aussagen des Herrn: «Weh euch, Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Witwen Häuser fresset und schützt lange Gebete vor; darum wird eure Verdammnis umso grösser sein.»

Witwen können wohl einsam sein. Aber preisgegeben sind sie nicht. Sie haben einen mächtigen Schutzherrn.

Es war dann nach Ostern, in den ersten Pfingsttagen. Die Christengemeinde erfreute sich der hohen Gabe der brüderlichen Gütergemeinschaft. Aber eines Tages kommt ein Misston auf und mischt sich mit dem Dankesjubiläum. «Es erhob sich ein Murren.»

Die Witwen einiger Ausländer waren bei der täglichen Nahrungverteilung übersehen worden. Sichtlich über die Nachricht bestürzt, leiten die Apostel sofort eine Untersuchung ein und sorgen für Abhilfe.

Hungernde Witwen und Christenglaube — der Gedanke ist ihnen unerträglich.

Ja es ist in der ersten Christengemeinde so, dass Witwen und Waisen nicht nur als Objekt der Fürsorge angesehen und als Almosenempfänger betrachtet werden. Wir denken an jenen Bericht, da Jesus am Tempelgang den Leuten zuschaut, die beim Opferstock vorbeigehen. Viele Reiche legen viel ein. Unter allen Spendern fällt dem Herrn aber eine Person auf, die zwei rote Rappen einlegt.

Das Scherflein der Witwe.

Jesus stellt fest, sie habe mehr eingelegt als alle andern. Diese spendeten vom Überfluss, die Witwe von ihrem Lebensnotwendigen.

Gebende, helfende Witwen.

Eine überraschende Beobachtung — wer Einblick hat, wird sie bestätigen: unter den Helfern und Helferinnen der kirchlichen Arbeitskreise, der Hilfsvereine und gemeinnützigen Institutionen findet sich ein erstaunlich grosser Prozentsatz von Witwen. Die helfende Witwe. Ihr ist neue, beglückende Gemeinschaft geschenkt.

Einsam ist sie nicht mehr.

Und wir Geschiedene?

Eine der Zuschriften auf die Sendung vor 14 Tagen über die einsame Witwe veranlasst uns heute zu einem Wort an jene Mitmenschen, die unter besonders schmerzlichen Umständen einsam geworden sind.

Das sind die Geschiedenen.

Es ist ein Wagnis, sich zu diesem Thema zu äussern, ist es doch kaum zu vermeiden, dass man dabei an Wunden rührt, und, ohne es zu beabsichtigen, wehtut.

Die Lage der Geschiedenen unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der Verwitweten. Die Witwe ist durch den Hinschied des Ehepartners, durch den Ratschluss Gottes einsam geworden. Ihr Witwentum ist ihr ohne ihren Willensentscheid auferlegt.

Die Scheidungswitwe dagegen ist durch menschlichen Gerichtsentscheid von ihrem Ehepartner entzweit. Ihr Entschluss, ihre eigene Verantwortung waren dabei beteiligt. Wohl hat der Scheidungsrichter nach bestem Wissen und Gewissen abzuklären versucht, wie die Schuld sich auf die Parteien verteilt. Aber keine menschliche Gerichtsbarkeit ist vollkommen.

Wie es in unser aller Leben um Schuld und Mitschuld steht, wird erst einst vor dem ewigen Richterstuhl offenbar werden.

So kommt es, dass im Urteil der Umwelt die Witwe in der Regel zum mindesten mit ein wenig Sympathie von Seiten ihrer Umwelt rechnen darf. Sie wird bedauert, und wenn sie ihr Los tapfer trägt, sogar geachtet.

Dazu kommt, dass jedermann weiss, dass ihm eines Tages das gleiche Leid widerfahren kann. So kann sich — es gibt, wie wir vor 14 Tagen sahen, auch die Ausnahmen — um

Witwen und Waisen eine Atmosphäre wohltuender Mitmenschlichkeit bilden.

Anders, ganz anders, gestaltet sich in der Regel die Lage der Scheidungswitwe. An ihr bleibt der Makel, zum mindesten der Mitschuld, hängen. Und Schuldiggewordenen gegenüber pflegt das Urteil der öffentlichen Meinung hart zu sein. Die allgemein menschliche Selbstgerechtigkeit ist jederzeit bereit zum Richten und Verdammen. So trägt die Geschiedene die Last der Verachtung, die zur gesellschaftlichen Diskriminierung, ja zur Ächtung führen kann.

Nicht ohne Bitterkeit stellt darum jene eingangs erwähnte Zuschrift fest: «Und wir Geschiedene? Wir sind eben keine bedauernswerten Witwen. Eben nur geschieden, verachtet und verschmäht. Für uns gibt es keinen 'lieben Gott', nur für die Witwen. Aber Gott sei Dank hat mich der liebe Gott bis heute durchgetragen.»

Und an diesem harten Dasein haben auch die Scheidungswaisen ihren Anteil. Nicht zum Ausdenken, welche Last Kinder Geschiedener zu tragen haben. Es ist mir von einem Waisenknaben bekannt, dass er jedesmal, wenn er in der Schule, später beim Lehrantritt oder beim Militär über seine Personalien Auskunft geben musste, innerlich erzitterte.

Wie muss da erst Scheidungswaisen zumute sein, wenn sie sagen müssen, die Eltern seien geschieden! —

Eines möchten wir festhalten: Wir haben Geschiedenen gegenüber nicht die Richter zu spielen. «Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.» Es ist unsere Aufgabe, auch für Geschiedene an den Gott zu glauben, der alles, aber auch wirklich alles getan hat, damit Schuldiggewordene nicht verzweifeln und verkommen müssen: Er ist für sie ans Kreuz gegangen.

Ja es ist mir keiner bekannt, der so heilig leidenschaftlich und barmherzig ganz speziell für die gesellschaftlich

Angeschlagenen, für die Verachteten und Geächteten eingetreten ist wie Jesus Christus. Er ist auch, ja vorab, der Erlöser der Geschiedenen.

Als einst ein seiner Schuld bewusster geschiedener Mann seinen Pfarrer fragte, ob auch er mit der Gemeinde zum Abendmahlstisch treten dürfe, hat ihn der Gefragte dazu ermuntert. Wir glauben an den Gott, an dessen Tisch ein Platz frei ist für Versager und Schuldiggewordene.

Dem nicht — noch nicht — Geschiedenen aber möchten wir raten, sich doch ja eine mögliche Scheidung vorher reiflich zu überlegen. Gewiss kann Scheidung jeweilen die Betroffenen von einer Anzahl unhaltbarer Zustände erlösen; aber erlöst ist man nachher nicht. Scheidung schafft im Gegenteil fast immer zu den schon vorhandenen hinzu, vorher nicht bedachte neue Schwierigkeiten. Wenn uns die Heilige Schrift das für manche so harte Wort zuruft: «Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden», dann meint es Gott gut mit uns. Er will uns damit viel Leid, das jedem Geschiedenen wartet, ersparen.

Wer heute am Arbeitsplatz einen Geschiedenen trifft, sei sich jedenfalls bewusst, dass er es mit einem Verwundeten zu tun hat. Und sei gut mit ihm.

Kopenhagens «Kleine Meerjungfrau»

An der viel begangenen Hafenspaziergasse der dänischen Hauptstadt Kopenhagen sieht der Ortsansässige und der fremde Tourist jene Bronzestatue, die zur Weltberühmtheit gelangte. Sie stellt «die kleine Meerjungfrau» dar, sitzt im Meer draussen, nah am Strand auf einem Naturfelsblock. Zahllosen Kamerabesitzern ist sie schon Modell gesessen. Der Bildhauer Edvard Eriksen hat sie im Jahr 1913 erstellt. Die Idee zu dieser Schöpfung entnahm er dem Märchen von Andersen: «Die kleine Meerjungfrau». Dies Märchen ist schon sehr verschieden gedeutet worden. «Die kleine Meerjungfrau» stellt jedenfalls, wie kaum ein Werk der bildenden Kunst, das Sinnbild der einsamen Lediggebliebenen dar. Jahraus, jahrein, umspült «von des Meeres und der Liebe Wellen», sitzt sie da. In Gedanken versunken. Schaut in die Ferne. Als ob sie Ausschau hielte nach einem, der käme und sie mitnähme. Urbild der ungestillten Sehnsucht, aus ihrer Einsamkeit erlöst zu werden.

Eine ledige Tochter, die eine Nordlandreise unternahm, steht eines Tages dort am Strand. Wie gebannt schaut sie lang hinüber. Dann bricht sie in Tränen aus. Das bin ja ich. Ich die Alleinstehende!

Das Leid dieser besonders häufigen Art von Alleinsein verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Auch wir stehen in dieser Morgenstunde einen Augenblick vor der Kopenhagener «kleinen Meerjungfrau» still. Lediggebliebensein ist eine reale, eine echte Not. Keine noch so schwungvolle Poesie vermag darüber hinwegzutäuschen, auch tiefsinnige Psychologie nicht.

Die Bibel berichtet, als es erst einen einzigen Menschen auf Erden gab, da habe der Ewige gesagt: «Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.» Der Mensch ist als ergänzungs- und hilfebedürftiges Geschöpf nicht zum Alleinbleiben

bestimmt. Das Umschauhalten nach dem Ehegefährten ist das gute Recht jedes Menschen, sei er Mann oder Frau. Die Zweierschaft in der Ehe ist schöpfungsgemäss.

Ehe ist die Urform menschlicher Gemeinschaft. Ja der Normalfall des Menschseins überhaupt.

Aber nun kann es geschehen, dass das Gottesgeschenk der Ehe einem Menschen tatsächlich versagt bleibt. Solch unfreiwilliges Ledigbleiben (es gibt auch freiwilliges!) ist, wie offenbar bei jener erwähnten Tochter, eine Not. Wo aber das Los des Ledigseins als göttliche Schickung bejaht und getragen wird, da liegt ein Segen drin. So gibt es nicht nur vergrämtes und verbittertes Ledigbleiben, sondern auch getrostes und gesegnetes. Es kann zum Dienst am Nächsten werden.

Es wäre eine Verarmung mancher Verwandtschaft, wenn es darin nicht den ledigen Onkel gäbe, der kleine Freuden zu bereiten versteht.

Jener Witwer, dem die Frau von acht Kindern hinweg starb, hat nicht wieder geheiratet, weil die älteste Tochter an den Geschwistern den Dienst der Mutter versah.

Es gibt Betagte, die ohne die ledig gebliebene Tochter einfach verloren wären. Wo Ledigbleiben auf diese und andere Weise zum Dienst führt, da entsteht beglückende und beglückte Gemeinschaft. Dieser Ledige hört auf, alleinstehend und einsam zu sein.

So wie es nicht nur glücklich, sondern auch unglücklich Verheiratete gibt, so gibt es nicht nur unglücklich, sondern auch wahrhaft glücklich Unverheiratete.

Ich denke da an jene Lehrerin, die an einer städtischen Hilfsklasse unterrichtet. Schwachbegabte, nicht ganz Bildungsunfähige. Von einem ihrer zahlreichen «Sorgenkinder» ist mir bekannt, dass sie es seit 18 Jahren auf jeden Geburtstag

hin mit einem Päcklein beschenkt. Sie müsste jeweilen das Leuchten in den Augen des Behinderten sehen!

Oder da ist jene Verkäuferin. In der Stadt Basel war es früher Vorschrift, dass ausschliesslich Absolventinnen der Sekundarschule zum Verkäuferinnenberuf zugelassen wurden. Mit einer Ausnahme. Beim Schuhverkauf durften auch Schülerinnen mit blossem Primarschulzeugnis sich betätigen. Aus welchem Grund weiss ich nicht. Vielleicht weil Schuhe anprobieren ein nicht immer appetitliches Metier ist.

Nun, sie wurde in einem Schuhladen angestellt und arbeitete sich im Lauf der Jahre zur ersten Verkäuferin empor. Ihr Verhalten war dabei nicht nur «Dienst am Kunden», sondern Dienst am Nächsten, aus göttlichem Auftrag. Mit Hingabe suchte sie, wie sie sich gelegentlich mit leisem Humor zu äussern pflegte, herauszufinden, «wo die Leute der Schuh drückt». Manche Kunden merkten, dass sie es hier nicht mit einer Angestellten zu tun hatten, sondern mit einem mitfühlenden Menschen.

In ihrer Freizeit half sie als Sergeantin bei der Heilsarmee mit. Und an Sonntagvormittagen sammelte sie in einer der schattigen Hintergassen der Altstadt die Kinder der Nachbarschaft und erzählte ihnen die Geschichten von Christus.

Diese Ledige hat gründlich aufgehört, alleinstehend und einsam zu sein. Es ging an ihr das Wort des Propheten Jesaja in Erfüllung: «Rühme, freue dich, denn die Einsame hat mehr Kinder, als die den Mann hat, spricht der Herr» (Jes. 54).

Im Organ einer Arbeiterinnen- und Angestelltenvereinigung erschien, unterzeichnet von Käthe Biske, Statistisches Amt Zürich, eine Zusammenstellung, Zahlen, die beweisen, in welchem erstaunlichem Ausmass in unserem Volk hauptsächlich ledige Frauen tragend, gestaltend und führend mitbeteiligt sind. In unserem Land werden, mehrheitlich durch Lediggebliebene, betreut: 2'600 Blinde, 7'000 Taubstumme,

25'000 sprachgebrechliche Kinder, 40'000 hochgradig Schwerhörige, 70'000 Körperbehinderte, 70'000 Psychisch-
kranke, 100'000 Geistesschwache, 500'000 Chronisch-
kranke.

Was wäre ein Volk ohne die Existenz und den Einsatz von Frauen, die nicht familiär verpflichtet, und darum freigegeben sind zum Dienst an der Allgemeinheit!

Gott allein sind die genauen Zahlen und die Namen all derer bekannt, auf die das Wort zutrifft: «Die Einsame hat mehr Kinder, als die den Mann hat.»

Zur Diskussion über das Priesterzölibat

Als wir vor 14 Tagen zu den einsamen Ledigen sprachen, da dachten einige Hörer an jene besondere Art des Ledigenstandes, die in der Katholischen Kirche üblich ist und gelegentlich auch im Raum der Evangelischen Christenheit vorkommt, an den ledigen Priester und an die ledige Diakonisse. Die Frage des so genannten Priesterzölibats wird offen und lebhaft diskutiert. Auch wenn sie für uns Evangelische nicht direkt brennend ist, so machen sich doch manche auch unter uns darüber Gedanken.

Was sagt die Bibel dazu? In welcher Richtung geht die Antwort, die wir von dort erhalten?

Das Neue Testament redet da von einer Regel und von einem Sonderfall, der mit dem Namen des Apostels Paulus in Verbindung steht. In der ersten Christengemeinde ist das Verheiratetsein der Apostel die Regel. Die Jünger Jesu und auch die übrigen Arbeiter in Gottes Weinberg haben Familie und lassen sich und die Ihrigen durch die Gemeinde erhalten. Sie sehen darin, dass sich der vollbeschäftigte Reichgottesarbeiter entlohnen lässt, nichts Anstößiges. Das ist, sagen sie, nichts als recht und billig. Der Soldat bezieht seinen Sold. Der Weinberg- und Erntearbeiter hat seinen Lohn. Mit leisem Humor sagt Paulus: «Man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden.» So soll man dem Apostel, der seine ganze Zeit und Kraft der Gemeinde schenkt, den Brotkorb nicht vorenthalten. Auch Jesus Christus bejaht diese Regel, wenn er in der Aussendungsrede ausdrücklich feststellt: «Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert.»

So können die Apostel verheiratet sein. Petrus jedenfalls ist es.

Eine Ausnahme macht da der Apostel Paulus. Er ist frei auf der ganzen Linie, frei von der Frau, von der Familie, frei von

der Gemeinde. Seinen Lebensunterhalt bestreitet er im Nebenverdienst als Teppichknüpfer. Nur ganz ausnahmsweise nimmt er von einer seiner Gemeinden, von Philippi, einen Zustupf zu seiner persönlichen Verwendung an.

Nun fehlt es schon damals nicht an Stimmen aus der Gemeinde, die von den verheirateten Aposteln verlangten, wie Paulus ledig, d. h. familienfrei zu sein. Da wehrt sich Paulus für seine verheirateten Kollegen. Petrus hat das gute Recht, verheiratet zu sein. So auch die übrigen Apostel. Ehelosigkeit für die Geistlichen als verbindliches Gesetz lehnt Paulus entschieden ab. Petrus und die anderen sollen mit bestem Gewissen verheiratet bleiben.

Aber wenn umgekehrt jemand käme und ihm, dem Paulus, einen Vorwurf daraus machen wollte, dass er ledig geblieben ist, auch dem widerspräche der Apostel. Er lässt es auch hier nicht zu, dass man dem Reichgottesarbeiter die Ehe als Bedingung, gar als Pflicht aufzwingen wollte.

Jeder ist frei, sich zu verheiraten oder ledig zu bleiben.

Sie nehmen sich diese Freiheit nicht selber. Sie alle, seine verheirateten Apostelkollegen und er, der Lediggebliebene, glauben an ein und denselben Herrn und Meister, der ihr Befreier ist. Christus hat den Petrus und die anderen Apostel befreit *zur* Ehe, ihn, den Paulus, aber befreit *von* der Ehe.

Beides ist Gabe eines und desselben Herrn, das Verheiratetsein und der Ledigenstand.

So ist im frühen apostolischen Zeitalter der Ehestand der Apostel die Regel, der Ledigenstand des Paulus die Ausnahme. Paulus sieht sich als Sonderfall. Aber doch ja nicht etwa, dass Paulus in seinem Ledigbleiben eine besonders verdienstliche Leistung sehen, oder gar einen höheren Grad von Heiligkeit beanspruchen würde. Nein, beides ist nicht menschliches Verdienst.

Ehe sowohl wie Ehelosigkeit sind ganz und gar Gnadengabe.

Ein lediger Priester ist also im Lichte der biblischen Überlieferung als paulinische Spezialität durchaus eine legitime Möglichkeit.

Diese Freiheit in der Mannigfaltigkeit nimmt denn auch in der weltweiten christlichen Ökumene Gestalt an: Der Pope der Orthodoxen, der Reverend der Anglikanischen, so auch der Pfarrer der Evangelischen Kirche sind in der Regel verheiratet. Sie könnten durchaus auch ledig sein, je nachdem ein jeder von Christus geführt wird. Der katholische Priester dagegen ist in der Regel unverheiratet. So will es die Vorschrift seiner Kirche.

Ob Christus eines Tages auch diesen oder jenen Priester der katholischen Schwesterkirche zur Ehe freigeben will, ist seine Sache. Aber umgekehrt ist es durchaus denkbar, dass Christus auch im Raum der orthodoxen, anglikanischen und evangelischen Kirchen künftighin häufiger als bisher Geistliche zur Ehelosigkeit befreien wird.

So ist begnadetes Ledigbleiben, biblisch gesehen, zwar nicht Notwendigkeit, aber durchaus eine Möglichkeit.

«Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.» Nicht Willkür, sondern vor Gott verantwortliche Freiheit.

Das gilt nun freilich nicht nur für Kleriker, sondern für uns alle. Wir wollen heute versuchen, die uns geschenkte Freiheit eines Christenmenschen recht, d.h. verantwortlich zu gebrauchen.

Das einsame Anderssein

Vielleicht ist es die schwerste aller denkbaren Einsamkeiten, wenn ein Menschenbruder, eine Menschenschwester gleichgeschlechtlich veranlagt ist. «Es betrifft schätzungsweise 5% der Menschen, die auf diese Weise geschlechtlich «anders» empfinden «als du und ich» (Th. Bovet). Man nennt sie «Homosexuelle». Diese Unfähigkeit für normale Beziehungen zum andern Geschlecht ist in der Regel angeboren, sie kann ausnahmsweise auch nachträglich erworben sein. Man kann es nicht Krankheit nennen, auch nicht Gebrechen, es ist eine Abnormalität körperlich-seelischer Art, die man mit ins Leben bekommen kann. Es gibt unter ihnen nicht selten vorwiegend künstlerisch hochbegabte Personen, denen es geschenkt ist, trotz ihrer Not für die Menschheit Wertvolles zu leisten.

In den meisten westeuropäischen Staaten werden homosexuelle Handlungen schwer bestraft. Bekannt und gefürchtet ist der Paragraph 175 des Deutschen Strafgesetzes. Relativ mild und verständnisvoll ist in dieser Hinsicht die Schweizerische Strafgesetzgebung, welche homosexuelle gleichwie normalsexuelle Vergehen lediglich an Minderjährigen und an Schutzbefohlenen Unmündigen mit Gefängnis bestraft.

Im gleichen Sinn sind die zwei neutestamentlichen Bibelstellen zu verstehen, die sich zum Fall des sexuellen «Andersseins» äussern: «Knabenschänder werden das Reich Gottes nicht erben» (1. Kor. 6,9). Und Knabenschänder haben das Gesetz Gottes gegen sich» (1. Tim. 1,10). Beide Male geht es auch da nicht allgemein um jede homosexuelle Veranlagung, sondern um verbrecherisch perverse Vergehen an Jugendlichen, eben um *Knabenschänder*. An sich können sowohl geschlechtlich normal wie abnormal Veranlagte anständig mitmenschlich, oder unmoralisch handeln. Beide sind Sünder und beide auf die Vergebung Gottes angewiesen.

Die Männer und Frauen, denen die Last des geschlechtlichen «Andersseins» auferlegt ist, haben im allgemeinen ein schweres Dasein. Der Volksmund wirft sie alle, auch die Anständigen, in den gleichen Topf. Verurteilt und verdammt sie alle unterschiedslos. Überschüttet sie mit blutigem Hohn und Spott, und behandelt sie durchs Band weg als potentielle Verbrecher.

Mit einem Wort: Sie sind «anders». Anders als man ist. Sie kommen uns vor wie Füße, die in keinem Schuh recht sind, wie Schlüssel, die in kein Schloss passen. Eine der Auswirkungen dieser besonderen Art Kontaktschwierigkeit innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist nicht selten ein unstetes Leben. Manche von ihnen geben sich zeitweise einer fieberhaften Reisetätigkeit hin. Sie sind dann wie auf der Flucht vor den Mitmenschen, ja wie auf der Flucht vor ihrem Anderssein.

So sind sie wahrscheinlich die Einsamsten aller Einsamen auf Erden.

Obschon ihr Zustand, wie schon gesagt, mit Krankheit nichts zu tun hat, erinnert uns die Behandlung, die sie durch ihre Umwelt erleiden müssen, stark an die Notlage, in der sich die in der Heiligen Schrift häufig erwähnten Aussätzigen befinden. Der Aussätzige gehört zu den menschlich ergreifendsten Gestalten, die im Neuen Testament Jesus begegnen.

So wie der Pharisäer in der Bibel der Inbegriff des Selbstgerechten ist, der sich von seiner Umwelt hochmütig distanzieret, so ist der Aussätzige, noch viel notvoller als der Zöllner, der Typus der aus der Menschengemeinschaft Ausgestossenen. Aussatz ist schmerzlich, eklig und ansteckend. Noch in der neutestamentlichen Zeit ist strengster Ausschluss aus dem Volk und schärfste Zwangsabsonderung darüber verhängt. Die Absonderungspflicht ist zweiseitig:

Man darf nicht mit ihm, er darf nicht mit einem in Berührung kommen.

Was aber dieser Krankheit die besondere Note gibt, ist die Tatsache, dass sie den damit Behafteten in den Augen seiner Umwelt zu einem besonders verabscheuungswürdigen Sünder stempelt. Aus der Schwere des Leidens schliesst jedermann auf besonders schwere Versündigung. Der Makel, der damals an diesem Leiden haftete, wirkt in unserer Mundart heute noch nach im Schimpfwort «Siech». Wer sich das Ausmass der Einsamkeit der biblischen Aussätzigen gegenwärtigt, dem drängt sich eben der Vergleich mit jener Gruppe von Mitmenschen auf, denen von Geburt an die Last des sexuellen Andersseins zu tragen auferlegt ist.

«Es soll der Aussätzige zerrissene Kleider tragen, die Haare frei flattern lassen und den Bart verhüllen, und soll rufen: Unrein! unrein! Abgesondert soll er wohnen, seine Wohnstätte soll ausserhalb des Lagers sein» (3. Mose 13).

Ginge es nach dem allgemein verbreiteten Volksempfinden, dann wäre auch dem Andersgeschlechtlichen ein ähnliches Dasein beschieden.

Von solch Deklassierten, Deplazierten und Verschupften, handle es sich nun um Aussatz oder Anderssein, ist mit Sicherheit eines zu sagen: Jesus Christus ist ihr Erlöser. Christus ist für sie gestorben. Sie sind in sein Erlöserwerk mit eingeschlossen. So wahr er der Heiland der Mühseligen und Beladenen ist.

Ja, der unbekannte Verfasser des Hebräerbriefes gedenkt in ganz besonderer Weise an Christus als an den Schutzherrn und Erlöser aller Ausgebooteten und Ausgebürgerten, deren «Wohnstätte ausserhalb des Lagers sein muss», wenn er den Erlöser am Kreuz mit den Worten beschreibt: «Er hat gelitten draussen vor dem Tor», und dann weiterfährt, «so lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine

Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir» (Hebräer 13,12).

Die Kassierererin im Verkaufsmagazin

Ein Ärzte-Ehepaar arbeitet seit einigen Jahren im Sudan in Afrika in einer Klinik. Bei Anlass eines Heimaturlaubs erzählen die beiden noch jungen Mediziner, wie erschrocken sie waren, als sie die Entdeckung machen mussten, dass dort die Menschen zur Welt kommen, ohne dass ihre Namen irgendwo registriert werden. Und wenn sie sterben, wird es nirgends vermerkt. Das sind die Namenlosen. Sie gehören zur anonymen Masse. Kein Mensch, keine Amtsstelle schert sich um ihr Dasein oder Verschwinden.

Bei uns ist das anders. Unsere Namen sind wenigstens im Geburts- und Sterberegister eingetragen. Und doch brauchen wir nicht nach Zentralafrika zu reisen, um solch Einsame zu treffen. Bei uns befinden sich die Einsamen heute hauptsächlich in den Hochhäusern, in Villenvierteln und Vorortsquartieren volkreicher Städte. Es gibt eine Anonymität der Grossstadt.

Ein Buch, das Beachtung gefunden hat, trägt den Titel: «Die einsame Masse» (David Riesmann). Masse und Einsamkeit scheint ein Widerspruch zu sein, und doch ist etwas dran: Der Mensch ist kaum an einem Ort so einsam wie in der Masse.

Es gibt z. B. eine Einsamkeit im Strassenverkehr. Ein Oberschullehrer erzählt, es falle ihm in letzter Zeit auf, wie seine Schüler, wenn sie ihm ausserhalb des Schulhauses begegnen, auf einem Trottoir oder auf der Aarebrücke, wo man hart aneinander vorbei gehen muss, ihn weder grüssen noch überhaupt sehen. Er sei dieser Eigentümlichkeit etwas nachgegangen und habe festgestellt, dass keinerlei Absicht oder gar böser Wille mit im Spiel sei.

Der heutige Strassenbenützer übt sich von Kind auf darin, nur zu sehen und zu hören, was eben im Moment nötig ist. So entwickelt er von früh an ein erstaunliches Geschick, sich

von allem, was ihn ablenken könnte, abzuschirmen. Man hat diese Konzentration aufs Eine und Wenige mitten im Vierterlei eben nötig, um überhaupt noch existieren zu können.

Einsam ist der heutige Mensch nicht selten auch im Betrieb, je grösser dieser ist, umso einsamer. Man sehe sich beispielsweise die Kassierin am Ausgang des Verkaufsmagazins an. Eine Flut von Menschen bewegt sich tagaus, tagein an ihr vorüber. Mit Scharfblick mustert sie das Warengepäck, mit erstaunlicher Präzision tippt sie auf der Rechenmaschine Zahlen. Darüber hinaus ist sie beim besten Willen nicht in der Lage, der Kundschaft ins Gesicht zu sehen. Kein freundlich mitmenschliches Gesprächlein hat mehr Platz. Und wenn sie sich ausnahmsweise erlaubt, ein paar persönliche Worte zu wechseln, bewirkt dieser Ausbruch aus der Automation bei den Schlangestehenden sofort Stirnrunzeln und nervöse Bemerkungen. Mitten im Kommen und Gehen der Käufer ist sie einsam, hat sie einsam zu sein, einsam in der Masse.

Einsam in der Masse befindet man sich weithin sogar im engeren Familienkreis. Radio, Fernsehen und Illustrierte bringen zwar einen Strom von Neuigkeiten, bringen die Welt ins Haus. Zugleich aber bringen sie die Familie zum Verstummen. Je mehr man über die Vorgänge in Japan oder gar auf dem Mond vernimmt, umso weniger Kraft und Zeit bleibt übrig zu erfahren, was bei den Kindern, bei der Frau, beim Mann vor sich geht.

Einsame Masse.

Das gab es freilich bevor sich die Menschenmassen in den modernen Städten ansiedelten. Schon vor 2000 Jahren heisst es von einem Mann namens Jesus aus Nazareth, er sei «durch Städte und Märkte gezogen», und, «als er das Volk sah, jammerte ihn ihrer, denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben».

«Schafe, die keinen Hirten haben.»

Treffender könnte man den Zustand des Menschen in der Masse nicht beschreiben. Sie sind namenlos. Niemand hat Zeit, sich um ihr Ergehen zu kümmern. Und gerade für sie, für die Einsamen in der Masse, hat, wie wir hier vernehmen, der gute Hirte Auge und Herz. «Er sah das Volk.» Er sah sie, die Namenlosen, die Leute. Und «es jammerte ihn ihrer». Im Urtext steht hier der sehr starke Ausdruck, es durchfuhr ihn bis ins Innerste, «es ging ihm durch die Eingeweide».

Diese tief mitmenschliche Anteilnahme unseres Herrn am Ergehen der Einsamen in der Masse aber darf für uns jetzt nicht Gegenstand billiger Rührseligkeit bleiben. Hier ist unser Verständnis für das Los dieser Einsamen angefordert.

Ganz konkret und praktisch heisst das für uns, dass wir am Tag, der eben jetzt vor uns liegt, ein offenes Auge, ein aufgeschlossenes Herz, ein gutes Wort, wo sich dazu Gelegenheit bietet, eine helfende Handreichung für den Einsamen haben.

Er kann uns im Lift begegnen. Im Tram, unterwegs zur Arbeit. Bei der Mittagspause.

Oder — wartet vielleicht am Ende dieses Tages jemand sehr Einsamer auf uns — daheim am Kochherd oder im Kinderzimmer?

Prophetische Einsamkeit

Als wir anfangen, das Wort zum Tag an eine bestimmte Gruppe von Einsamen zu richten, hatte das die Wirkung, dass in Zuschriften aus dem Hörerkreis auf immer neue Arten von Einsamkeit hingewiesen wurde und immer weitere Wünsche und Anregungen sich meldeten. So kam es, dass wir nun tatsächlich ein Vierteljahr dem Thema «Leid und Lob der Einsamkeit» widmeten. Zum Abschluss dieser Reihe und gleichzeitig zum Abschied von den bekannten und unbekanntem Hörern (mein Auftrag am Radio läuft mit dieser Sendung ab) möchte ich es doch nicht versäumen, noch auf eine Einsamkeit besonderer Art hinzuweisen; ich möchte sie die prophetisch Einsamen nennen.

Das sind die Menschen, die etwas zu sagen haben und sehr oft von ihren Zeitgenossen nicht verstanden werden. Die Frühaufsteher der Menschheit, denen Erkenntnisse geschenkt sind, aber ihre Umwelt ist sozusagen noch schlafend.

C. G. Jung sagt von ihnen: «Einsamkeit entsteht nicht dadurch, dass man keine Menschen um sich hat, sondern vielmehr dadurch, dass man ihnen die Dinge, die einem wichtig erscheinen, nicht mitteilen kann, oder dass man Gedanken für gültig ansieht, die den anderen als unwahrscheinlich gelten. Wenn ein Mensch mehr weiss als andere, wird er einsam.» (Aus C. G. Jung: «Erinnerungen, Träume, Gedanken».)

Manch ein Schaffender in Kunst und Literatur hat so das Los des Verkanntseins tragen müssen. So haben z. B. viele von uns erst in der Erschütterung der ersten Weltkriegs- und Nachkriegszeit gemerkt, dass Gotthelf nicht nur ein bernischer, Dostojewski nicht bloss ein russischer Lokalschriftsteller war, sondern dass diese Männer allgemeinmenschliches Format und weltweite Bedeutung haben.

So arbeitete einst der Holländer Vincent van Gogh in einer Erfolglosigkeit und Einsamkeit, die wir heute nicht mehr für möglich halten; kaum ein Bild konnte zu seinen Lebzeiten verkauft werden.

Die Last dieser besonderen Einsamkeit zu tragen erfordert nicht nur starke, sondern begnadete Menschen. Es wäre ihnen ja freigestellt, sich dem jeweiligen Geschmack des zeitgenössischen Publikums anzupassen, sich so zu äussern, wie es die Leute gern hören und sehen, in kurzlebiger und billiger Popularität zu machen.

Es braucht Kraft, dem Zeitgeist nicht zu erliegen. Eine Art Mut zur Einsamkeit.

Das ist freilich nicht nur eine Sache der grossen Geister der Menschheit. Schon jeder Vater, jede Mutter, jeder Lehrer kann in die Lage kommen, von der jungen Generation abgelehnt und kaltgestellt zu werden. Dann gilt es, nicht zu verbittern, sondern sich an die gütige Weisheit zu halten, dass die jungen vielleicht einst, wenn ihre Erzieher längst auf dem Friedhof liegen, merken und einsehen werden, dass «doch etwas dran war», dass es doch nicht ganz so dumm war, was sie einst von ihren Erziehern mitbekamen.

Einsamkeit begegnet uns vor allem bei den biblischen Propheten. Diese fordern als Beauftragte Gottes den Geist des Jahrhunderts heraus. Müssen manchem, was zu ihrer Zeit allgemein gültig und anerkannt ist, widersprechen. Ja sie sind nicht selten von Gott dazu bestimmt, auch kirchliche Autoritäten in Frage zu stellen. Und Gott ermächtigt sie zu Aussagen und Mitteilungen, deren Richtigkeit erst lang nach ihrem Ableben erwiesen wird.

Man denke ans Leben eines Jeremia, der um seines göttlichen Auftrags willen isoliert und einsam wurde bis zur Gefängniszelle: «Herr, du hast mich überredet, und ich habe mich überreden lassen; du bist mir zu stark geworden und

hast gewonnen; aber ich bin darüber zum Spott geworden täglich, und jedermann verlacht mich» (Jer. 20).

Ein anderer, der Beter des 102. Psalmes, beschreibt diese prophetische Einsamkeit mit den Worten: «Ich bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dach.»

Zwar wird in der Bibel gewarnt: «Unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein.» Masse sich nicht jeder an, gar Prophet zu sein. Aber etwas Prophetisches hat jede echte und wahrhaftige Wortverkündigung.

Ja, schon wer überhaupt eine Überzeugung hat, wird nicht nur Zustimmung, sondern auch Widerspruch zu gewärtigen haben. Dann gilt es zu dem zu stehen, was man als richtig erkannt hat. Und solches Stehen wird je und je zum Widerstehen.

So hat jedes, auch unser Geschlecht Männer nötig, denen der Mut zur Einsamkeit geschenkt ist.

Als aber Gott selber zu uns auf die Erde kam, da erhob sich gegen ihn ein Maximum an Unverständnis, Widerstand und Ablehnung. Unbeliebt, verlassen, verraten, verhöhnt und gehohlet geht Jesus ans Kreuz. Doch der abgelehnte einsame Gott lebt und wirkt über Jahrtausende. Und wer an ihn glaubt, hat es noch nie bereut.

Im Glauben an ihn lasst uns jetzt in den Tag hinein gehen.

Nachwort

Das Nächstliegende und Selbstverständliche

Ein Theologe stellt dem Herrn eines Tages diese Frage. Jesus beantwortet sie mit dem Hinweis auf den Raubüberfall, der offenbar kurz vorher zwischen Jerusalem und Jericho stattgefunden hat. Der Überfallene liegt am Strassenrand. Ein Priester kommt des Weges und geht vorüber. Ein Levit kommt und geht vorbei. Schliesslich kommt ein Halbheide und Weltmensch, ein Samariter, und tut — was tut er? eine Heldentat? ein Werk der Nächstenliebe? Er tut das Nächstliegende und Selbstverständliche. Nicht weniger und auch nicht mehr.

Die beiden frommen Herren taten das Selbstverständliche nicht. Den Nächsten lieben, das heisst, das Nächstliegende und Selbstverständliche tun. Das, was man einfach tut. Man braucht dazu weder ein heiliger Martin noch ein heiliger Franz zu sein, noch ein Pestalozzi, Albert Schweitzer oder Martin Luther King. Gott erwartet es von jedermann.

Aber eben, mit diesem Unkomplizierten, Selbstverständlichen, Nächstliegenden ist es so eine Sache. Tun wir es? Oder geniessen wir die Geschichte vom barmherzigen Samariter als solche, die über den Priester und über den Leviten urteilen? Kann man im Angesicht dessen, was der Herr mit der kleinen Geschichte meint, tatsächlich dastehen wie ein schmunzelnder Zuschauer? Wie der lachende Dritte? Wenn man sie recht hört, ist man dann nicht ein Betroffener?

Die Geschichte vom Mann, der am Wegrand liegt, von dem Jesus nichts anderes aussagt als: «Es war ein Mensch», könnte einem, wenn man sie wirklich hört, die Schamröte ins Gesicht, den Schweiss aus den Poren treiben.

Es können einem beim Anhören derselben eine ansehnliche Reihe von Versäumnissen in den Sinn kommen. Darunter einige, die jahrelang zurückliegen. Nicht gehaltene

Versprechen — unausgeführte Besuche — ein ungeschriebener Brief. Eine beträchtliche Menge von guten Vorsätzen, die zu Wasser wurden. Vielleicht gar nicht etwas Kriminelles. Lauter Selbstverständlichkeiten, Alltägliches, das nicht zur Ausführung kam. «Und er ging vorüber — und er ging vorüber —», vorüber am Nächsten.

Sie lagen nicht halbtot am Wegrand, sie lebten an unserer Seite, assen am gleichen Morgentisch, begegneten uns im Lift beim Verlassen des Wohnblocks. Wir waren vielleicht durchaus nicht ausgesprochen böse mit ihnen, aber wir — «gingen vorüber»!

So wird unser Alltag, unser ganzer Lebenslauf ein Weg zwischen Jerusalem und Jericho, ein — Vorübergehen.

Diese Erkenntnis, wenn man ihr nicht ausweicht, wenn man sich durch sie ehrlich stellen und behaften lässt, kann, ja will uns am Eingang jedes neuen Tages treffen. Christus will uns mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter die Augen öffnen. Die Augen, die vorher ihn, Christus, nicht sahen. Die nicht erkannten, welche eine grosse Sache es ist, nicht nur mit fragwürdigen guten Vorsätzen in einen Tag hinein gehen zu müssen, sondern im getrosten Glauben, von ihm, von Christus begleitet und gestärkt zu sein, von dem Christus, der uns die Augen öffnet, die Augen für das Selbstverständliche und Naheliegende, die Augen für den Mitmenschen am Wegrand, für den Nächsten. Und so wagten wir es denn, in den Morgenbetrachtungen dieses vergangenen Jahres, uns durch Christus immer wieder unseren «Nächsten» zeigen zu lassen, um in Zukunft, will's Gott, nicht an ihm vorüberzugehen.

Eingesehene Literatur:

- Joachim Bodamer: Gesundheit und technische Welt, Stuttgart 1960.
- Jeremias Gotthelf: Geld und Geist oder Die Versöhnung, Zürich 1964.
- Kleinere Erzählungen: Segen und Unsegen, Zürich 1964.
- Simon Gfeller: Drätti, Müetti und der Chlyn, Bern 1931.
- Kurt Marti: Republikanische Gedichte.
- Hans Mühlestein: «Aurora», Zürich 1935.
- Martin Buber: Das Buch der Preisungen. Heidelberg/München 1962.
- Ernst Jünger: An der Zeitmauer, Stuttgart o. J.
- Konrad Maurer: Keine Zeit, Zollikon 1967.
- Alfred Birsthaler: «Mea Culpa».
- Hans Christian Andersen: Die kleine Meerjungfrau, Zürich o. J.
- Theodor Bovet: Erfülltes Anderssein, Bern.
- David Riesmann: Die einsame Masse, Hamburg o. J.
- C. G. Jung: Erinnerungen, Träume, Gedanken, Zürich 1967.